1,40 DM / Band 84
Schweiz Fr 1.60 / Österr. S 10.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Belgien F 27 / Frankreich F 3,50 / Italien L 650 / Luxemburg F 25 / Niederlande f 1,60 / Schweden kr 4,25 i.m. / Spanien P 60



Das Buch der grausamen Träume

John Sinclair Nr. 84

von Jason Dark

erschienen am 12.02.1980

Titelbild von Michael Whelan

Sinclair Crew

Das Buch der grausamen Träume

Irgendwann wurde es geschrieben!

Niemand kannte den Verfasser genau, aber viele wußten, was es mit diesem Buch auf sich hatte. Die Geheimnisse der Hölle waren darin offenbart. Jedes Kapitel zeigte die Schreckenstaten, zu denen die Hölle fähig war.

Es wurde aber auch erklärt, wie man die Macht eines mächtigen Dämonen brach und ihn vernichten konnte. Aus diesem Grunde hatte der Schwarze Tod Angst, daß das Buch in die falschen Hände geriet. Doch einer war dem Buch der grausamen Träume bereits auf der Spur.

Das war ich - John Sinclair!

Irgendwo schrie ein Käuzchen.
Jammernd zitterte der Schrei durch die finstere Nacht und übertönte sogar das Klatschen der Wellen, die an der schlammigen Uferbank ausliefen und dabei Schlick und Sand aufwühlten.
Der Sumpf war nahe.
Man roch den Gestank von Fäulnis, der über dem Wasser schwebte und in seinem Geruch an alte Friedhöfe erinnerte, weil das Laub auf den zahlreichen Gräbern langsam zu Humus wurde.
Der Kauz schrie weiter.
Es schien, als wüßte das Tier, daß irgend etwas nicht stimmte.
Vielleicht ahnte es auch, daß ein Mann unterwegs war, um ein schreckliches Verbrechen zu begehen.
Einen Mord, zum Beispiel!
Ja, Leo Genn war unterwegs, um jemanden zu töten.
Er hockte in einem Boot, das in seiner primitiven Form an einen Nachen erinnerte. Es war unförmig und nur schwer zu bewegen.
Dafür, daß es überhaupt von der Stelle kam, sorgte der Mann mit seiner Muskelkraft und einer langen Holzstange, die er in regelmäßigen Abständen in das schmutzige Wasser des Flußlaufes eintauchte.
Das Wasser gurgelte und schmatzte. Jetzt in der Nacht sah es schwarz aus und irgendwie gefährlich. Das hohe Gras, die Büsche und Sträucher an den Ufern wirkten wie gespenstische Gebilde aus einer anderen Welt. Sie waren im Laufe der Jahre größer und breiter geworden. Manchmal zu Auswüchsen herangewachsen.
Sie griffen mit ihren Zweigen über das Wasser, als wollten sie die Gegenstände aufhalten, die hin und wieder über die gurgelnde Oberfläche getragen wurden.
Es lebten nur wenige Menschen in dieser sumpfigen Gegend. Sie arbeiteten alle als Torfstecher und verdienten mehr schlecht als recht ihren Lebensunterhalt.
Und noch jemand wohnte ganz in der Nähe.
Der alte McKenzie!
Gerald McKenzie, der sein Geheimnis schon seit vielen Jahren hütete. Er behielt es für sich, weil er wußte, welche Gefahren dieses Buch barg.
Wer es las, wurde entweder wahnsinnig oder zu einem Diener der Finsternis. Beides war schlimm.
Aus diesem Grunde hütete McKenzie sein Geheimnis so sehr. Aber Leo Genn hatte es trotzdem erfahren. Bei einer spiritistischen Sitzung hatte er den Ort herausgefunden. Irgend jemand aus dem Reich der Finsternis wollte, daß das Buch in andere Hände gelangte, und hatte sein Zeichen gesetzt. Blutrot war plötzlich mitten in der Luft ein Name erschienen. Dorset!

Dann war der Name wieder verschwunden. Statt dessen war ein anderer aufgetaucht. Gerald McKenzie. Dorset und Gerald McKenzie!

Zwei Begriffe. Einmal der Name einer Provinz und dann dieser McKenzie.

Wer hieß so? Tausende bestimmt. Aber Leo Genn hatte Ehrgeiz. Und Zeit. Er arbeitete nicht mehr, lebte von einem Toto-Gewinn, der ihn zu einem reichen Mann gemacht hatte. Und Leo Genn forschte nach.

In alten Büchereien, in verstaubten Archiven. Nicht nur in England, er fuhr sogar auf den Kontinent und nach Ägypten. In der uralten Bibliothek von Kairo suchte er. Er fand Hinweise, hier einen kleinen Ratschlag, da einen Tip. Das Geheimnis des Buches war zwar damit nicht gelüftet, aber die Spur verdichtete sich. Und sie führte in die Provinz Dorset. Hier sollte es zu finden sein.

Das Buch der grausamen Träume. So war es genannt worden. Aber davon ließ sich Leo Genn nicht abschrecken. Er wollte das Buch haben, und er würde es finden. Lange genug hatte die Sucherei schließlich gedauert.

Jetzt stand er dicht vor seinem Ziel.

Leo Genn hatte in Erfahrung gebracht, wo Gerald McKenzie wohnte. Am Fluß in einer Hütte. Nicht weit von ihm entfernt lag das kleine Dorf Horlin. Ein gottverlassener Ort inmitten einer Sumpfgegend, in der die Menschen so waren, wie die Natur sie geformt hatte. Schweigsam, verschlossen. Sie lebten mit dem Sumpf, er ernährte sie, denn einmal in der Woche kam die Bahn und transportierte die gestochenen Torfballen weg.

Mit einer monotonen Gleichmäßigkeit tauchte Leo Genn die Ruderstange in das trübe Wasser. Auf dem Grund wühlte er Schlamm und Schlick auf, die der Oberfläche entgegentrieben und das Wasser noch dunkler färbten.

Das Gestrüpp am Ufer wurde lichter. Jetzt wuchsen Erlen und sogar verkrüppelte Pappeln bis dicht an das Wasser heran. Leo Genn mußte in der Mitte des Flusses fahren, weil die tiefhängenden Zweige ihm oftmals den Weg versperrten. Hier war die Strömung etwas stärker. Zudem führte der Fluß viel Wasser.

Es hatte in der letzten Zeit stark geregnet. Die Vorboten der Herbststürme waren über das Land gefegt und hatten die ersten Bäume entlaubt.

Auch wurden die Nächte jetzt kühler. Leo Genn trug eine Lederjacke, deren Lammfellkragen er hochgestellt hatte. Irgendwo vor ihm funkelte ein Licht. Genn zuckte zusammen. Hatte er sein Ziel bereits erreicht?

Er hörte auf zu rudern und starrte nach vorn. Das Wasser bewegte sich, strömte zu Kreiseln zusammen und klatschte gegen den Bug des Nachens.

Das Boot schaukelte auf und ab, trieb langsam weiter. Leo Genn beobachtete das Licht. Es schwankte hin und her. Also war es keine Beleuchtung einer Hütte oder einer Behausung. Ein Irrlicht vielleicht.

Irrlichter fand man oft in Sümpfen, und der Volksmund sagte, daß dies die Seelen der Toten waren, die des Nachts keine Ruhe fanden und umhergeisterten.

Unheimlich war es schon, so allein mitten im Sumpf. Dann wieder der Schrei des Käuzchens. Diesmal jedoch in unmittelbarer Nähe. Leo Genn bekam eine Gänsehaut. Er hörte Flügel schlagen hinter sich, duckte sich und kreiselte herum. Plötzlich war der Kauz da.

Haarscharf flog er über den Kopf des Mannes hinweg. So nah, daß Leo Genn noch den Flügelschlag spürte. Genn schlug mit der Hand nach dem Vogel, verfehlte ihn jedoch, und mit einem höhnisch klingenden Laut verschwand der Kauz in der Dunkelheit.

Weshalb hatte der Vogel ihn angegriffen? Daß es ein Angriff war, daran gab es für Leo Genn keinerlei Zweifel. War der Vogel vielleicht ein Wächter, ein Hüter des Geheimnisses?

Der einsame Mann spielte mit dem Gedanken, umzukehren. Doch dann sagte er sich, daß eine Umkehr einer Flucht gleichkäme.

Nein, er wollte das Buch unbedingt besitzen. Er fuhr weiter.

Tauchte immer wieder die Stange in das trübe Wasser ein. Der Fluß beschrieb einen Bogen.

Jetzt war es nicht mehr weit, denn in der Mitte des Bogens lag die Hütte des alten McKenzie.

Leo Genn orientierte sich mehr zum rechten Ufer hin. Es kümmerte ihn nicht mehr, daß die Zweige weit über das Wasser wuchsen und ihn behinderten.

Leo Genn kniete sich in sein Boot und zog den Kopf ein. Von der Strömung wurde der Nachen dem Ufer entgegengetrieben, fast bis vor das Haus. Genn hob seinen rechten Arm, nachdem er die Ruderstange ins Boot gelegt hatte, und griff nach einem herabhängenden Ast, an dem er sich weiter vorhangelte. Schon schleifte der Bug über den Schlamm. Es knirschte, da kleinere Steine über das Holz schrubbten; ein Ruck, und der Nachen lag fest. Ein Tau lag bereit.

Leo Genn wickelte es auf und band es um einen starken Ast, nachdem er das andere Ende durch eine Öse am Bug gezogen hatte. Jetzt konnte der Nachen nicht mehr wegtreiben. Leo Genn beging nicht den Fehler und stieg sofort aus, sondern er blieb erst einmal im Boot sitzen.

Er lauschte konzentriert. Doch fremde Geräusche hörte er nicht. Aber er spürte sein Herz überlaut schlagen; ein Zeichen dafür, wie nervös er war.

Die Taschenlampe hing am Gürtel. Genn löste sie von dem Karabinerhaken, nahm sie in die rechte Hand, hielt sich mit der linken

an einem biegsamen Ast fest und verließ sein Boot. Es klatschte, als er mit beiden Stiefeln in den Ufersand einsank. Das Wasser schwappte sogar noch über die Ränder und rann in die Stiefel hinein. Leo Genn stieg ans Ufer.

Als er auf dem Trockenen stand, warf er einen Blick nach links, und er glaubte, die Konturen des Pfahlbaus zu erkennen, in dem McKenzie wohnte. Das Ziel war nah.

Tief atmete Leo Genn durch. Seine Stirn war schweißfeucht, trotz der nächtlichen Kühle. Aber das war die Folge der Aufregung, die ihn zwangsläufig erfaßt hatte. Schließlich hatte er lange genug gesucht und geforscht. Jetzt endlich befand er sich am Ziel seiner Wünsche. Er wußte aber auch, daß es gefährlich war, sich um das Buch zu kümmern.

Doch ein Zurück gab es nicht. Nicht für ihn!

Ein paar Zweige streiften sein Gesicht und ließen eine nasse Spur zurück. Leo Genn wischte mit dem Handrücken über die Haut. Er merkte, daß er nervös war. Das ärgerte ihn. Nervosität durfte er nicht zeigen, denn dann konnte der ganze Plan mißlingen.

Das Buch war wichtig.

Wenn er es besaß, dann hatte er auch die Macht. Sogar über einen Teil der Hölle.

Allein der Gedanke daran trieb ihm einen Schauder über den Rücken. Er würde jede Zeile, jedes Wort und jeden Buchstaben lesen und regelrecht in sich aufsaugen. Leo Genn schritt weiter.

Seine Füße patschten durch das Wasser. In der Nähe des Ufers war der Boden schwammig. Er federte nach und verbarg zahlreiche Fallen wie Wasserlöcher und kleinere Tümpel, die von einer trügerischen Grasschicht bedeckt waren. Man mußte aufpassen.

Jeden Schritt überlegte sich Leo Genn. Dann aber spürte er plötzlich etwas festeren Boden unter sich. Genn schaltete die Lampe ein, dunkelte den Strahl mit der Handfläche ab, senkte das reduzierte Licht dem Boden entgegen. In der Tat sah er einen kaum fußbreiten Pfad, der leicht bergan stieg und sich damit der Hütte näherte. Genn atmete auf.

Das Schlimmste hatte er überwunden.

Er hakte seine Lampe wieder in den Gürtel und schritt weiter. Vorsichtig bog er die Zweige zur Seite, die über dem Weg zusammenwuchsen und sein Gesicht streiften. Leo Genn suchte nach einem Licht, nur nach einem schmalen Glimmen. Er sah nichts.

Dort, wo die Hütte des alten McKenzie lag, ballte sich die Dunkelheit zusammen. Genn blieb stehen und warf einen Blick nach oben. Kein Stern funkelte am Himmel. Die Dunkelheit wirkte erschreckend. Sie war nichts für ängstliche Gemüter.

Doch Leo Genn gab seinen Plan nicht auf. Immer wieder sammelte

sich Wasser in seinen Trittstellen. Die Luft schmeckte feucht. Irgendwo am Fluß klatschte etwas in die Flut.

Überlaut drang es durch die herrschende Stille. Der nahe Sumpf lebte. Vielfältig waren seine Geräusche, man mußte sie nur kennen und zu deuten wissen. Da waren das Ächzen der abgestorbenen Äste, das leise Raunen des Windes, wenn er durch das kniehohe Gras fuhr, das Rascheln der Blätter, das Glucksen der Gasblasen, wenn sie platzten, und wieder das Krächzen des Käuzchens.

Dieses Tier war der Begleiter des einsamen Mannes. Der Ruf des Vogels kündigte Unheil an. Die alten Sagen hatte Leo Genn nicht vergessen.

Urplötzlich sah er die Umrisse des Hauses. Er erschrak selbst, hatte nicht damit gerechnet, daß er schon da war. Durch Zweige der Büsche sah er die Pfähle, die aus dem Wasser ragten.

Selbst aus dieser Entfernung konnte er erkennen, wie morsch das Holz war.

Leo Genn befand sich bereits oberhalb der Pfähle, etwa in Höhe der Plattform, die sich an der Rückseite der Hütte befand und am Fluß endete.

Genn sah das Wasser, das schwerfällig durch das Flußbett trieb. Eine Strickleiter hing von der Plattform herab. Die Sprossen bestanden aus Holz, und die letzte baumelte dicht über einem festgetäuten Boot.

Es war ein morscher Kahn, in dem eine Wasserpfütze schimmerte. Sie glänzte, als läge eine Ölschicht darauf. Der Weg machte einen Knick nach links, führte um die Westseite des Hauses herum und lief vor dem normalen Eingang aus. Diesen Weg nahm Leo Genn.

Er ging jetzt noch vorsichtiger, auf Zehenspitzen näherte er sich seinem Ziel.

Sein Herz klopfte schneller, seine Nervosität wurde noch größer, als er vor der Holztür stoppte.

Das Holz roch faulig, der Anstrich war längst abgeblättert. In den kleinen Fensterquadraten befanden sich keine Scheiben mehr.

Die Holzkreuze hingen nur lose im Rahmen. Bei einem kräftigen Windstoß würden sie herausfallen.

Die Klinke fehlte ebenfalls.

Leo Genn schüttelte den Kopf. Wer konnte nur so dumm sein und eine Tür ungesichert hinterlassen, wenn er solch einen Schatz aufbewahrte? Das war Wahnsinn, das war verrückt – oder aber Berechnung.

Noch einmal atmete Leo Genn tief durch.

Dann legte er seine Hand gegen die Tür und drückte sie auf. Ein kurzes Schnacken, und der Eingang schwang knarrend zurück.

Dunkelheit gähnte Genn entgegen. Unwillkürlich zögerte er.

Schwellenangst befiel ihn.

Leo Genn tastete nach seiner Luger-Pistole, die er zu seiner Beruhigung eingesteckt hatte. In der linken Hand hielt er die Lampe, der Finger lag am Druckknopf.

Er ging weiter.

Vorsichtig setzte er einen Fuß vor den anderen.

Unter ihm knarrte und bog sich das Holz. Je tiefer er in die Pfahlhütte eindrang, um so intensiver wurde der faulige Geruch, der das Innere des Baus durchzog.

Nach vier Schritten blieb Leo stehen. Nun schaltete er die Lampe an. Da seine Ohren kein verdächtiges Geräusch wahrgenommen hatten, verzichtete er darauf, das Licht zu dämpfen.

Der Lichtkegel fiel auf eine halb offenstehende Tür.

Leo Genn befand sich in einer Art Diele, von der mehrere Räume abzweigten, die samt und sonders verschlossen waren.

Nur diese eine Tür stand offen.

Leo Genn zögerte nun nicht mehr. Er achtete auch nicht darauf, besonders leise zu sein, sondern schritt auf die Tür zu, drückte sie auf und ging in den dahinterliegenden Raum.

Gleichzeitig geschah zweierlei.

Die Wände strahlten plötzlich ein rötliches Licht aus, das mehr an ein Glosen erinnerte und so gut wie keine Helligkeit brachte.

Allerdings spendeten sie genug Licht, um erkennen zu können, was sich im Hintergrund des Raumes abspielte.

Leo Genn stockte der Atem.

Und in derselben Sekunde noch spürte er rechts und links von sich Bewegung. Als er sich umdrehen wollte, legten sich zwei glitschige Pranken um seinen Hals…

***

Mein Freund Bill Conolly hielt uns für verrückt. Ich überlegte, ob wir es wirklich waren, denn der Hinweis, den wir erhalten hatten, war mehr als vage.

Es ging um ein Buch. Ein Buch der Schwarzen Magie. Titel: Buch der grausamen Träume.

Ein geheimnisvoller Anruf hatte mich erreicht.

Noch jetzt glaubte ich, die Stimme in meinem Ohr zu hören.

»Sie sind doch John Sinclair. Ich habe viel von Ihnen gehört, und ich möchte Ihnen etwas sagen. In der Grafschaft Dorset liegt ein Geheimnis, das sich mit der Schwarzen Magie beschäftigt. Ein Buch, das Sie sich anschauen sollten. Es enthält die Geheimnisse der Hölle. Wenn Sie herausfinden wollen, was es damit auf sich hat, fahren Sie hin. Ich bin auch da. Aber eins sage ich Ihnen. Kümmern Sie sich nicht um Recht oder Unrecht, es geht um mehr. Denken Sie daran. Es kann sein, daß ich einen Mord begehen muß. Aber das ist uninteressant,

wenn Sie bedenken, um was es geht.«

»Moment, Moment«, warf ich ein. »Was soll das? Sie rufen hier an, erzählen Schauermärchen, reden von einem Mord und sagen nicht einmal Ihren Namen.«

»Der tut auch nichts zur Sache.«

Schluß, aufgelegt.

Ich hatte mit Suko über den Anruf gesprochen. Und auch mit Bill Conolly. Während Bill mehr an einen Scherz glaubte, war Suko der Meinung, daß an diesem Anruf bestimmt etwas dran war. So hörte ich also auf Suko und begann nachzuforschen, aber die Provinz Dorset ist groß.

Wir wußten nicht, wo wir mit der Suche beginnen sollten. Bis ich den zweiten Anruf erhielt.

Wieder war der Unbekannte am Apparat. Und er teilte mir einen weiteren Namen mit. Horlin! Mehr nicht.

Jetzt hatten wir zwei Anhaltspunkte. Horlin war ein Dorf, in das Suko und ich fuhren. Wir hatten es nach langem Suchen gefunden. Auf der normalen Karte war dieses Dorf überhaupt nicht eingezeichnet. Wir mußten schon Spezialkarten zu Hilfe nehmen. Eine asphaltierte Straße gab es nicht, nur ein Weg führte zu diesem Ort. Ungepflastert, mehr ein breiter Trampelpfad, der die Stoßdämpfer meines Bentley stark strapazierte. Zu beiden Seiten des Weges dampfte der Sumpf. Aus dem Moor stiegen wabernde Schwaden, die sich breitflächig über das Gelände verteilten, so daß wir überhaupt nichts mehr sehen konnten.

Die Scheinwerfer des Bentley zerflossen zu hellen Augen, die vom Dunst förmlich aufgesaugt wurden. Weit sehen konnten wir nicht.

Suko hatte das Licht im Wagen eingeschaltet und schaute auf der Spezialkarte nach. Er schüttelte dabei den Kopf. »Was ist?« fragte ich.

»Sumpf, nur Sumpf. Und mittendrin dieser komische Ort. Manchmal habe ich das Gefühl, am Ende der Welt zu sein.« Ich nickte. »Weißt du, wie es weitergeht?«

»Es gibt nur diesen einen Weg. Fahr immer geradeaus. Irgendwann werden wir schon unser Ziel erreichen.«

»Das walte Hugo.«

Ich ärgerte mich darüber, daß ich dem Anrufer so leichtfertig geglaubt hatte. Andererseits jedoch konnte an den Worten des Fremden durchaus etwas Wahres dran sein. Und wenn dieses Buch tatsächlich existierte und wir die Chance ausließen, es zu finden, würde ich mir mein Leben lang Vorwürfe machen. Da war es schon besser, sich in dieser Einöde umzusehen. Gespannt war ich auf diesen geheimnisvollen, namenlosen Anrufer. Würden wir ihn hier überhaupt treffen? Wer war der Mann eigentlich?

Bestimmt stammte er nicht aus Horlin, denn ich hatte in meiner

Laufbahn schon mehr als einmal Dörfler aus abgelegenen Gegenden kennengelernt. Sie hielten alle zusammen und waren Fremden gegenüber mehr als mißtrauisch eingestellt. Es war gefährlich, sich gegen die Dorfgemeinschaft zu stellen. Wenn es jemand aus den eigenen Reihen wagte, wurde er sofort ausgestoßen.

Das waren aber Randprobleme. Uns interessierte das Buch der grausamen Träume. Die Geheimnisse der Hölle sollte es enthalten. Wenn das stimmte, würden wir eine Menge Informationen erhalten, und vielleicht entdeckte ich auch dort einige Schwachstellen meiner Gegner, vor allen Dingen einen Punkt, an dem der Schwarze Tod verwundbar war. Denn ihn wollte ich ausschalten. Ich spürte, daß etwas in der Luft lag, denn der Schwarze Tod hatte schwer an Ansehen verloren. Leider wußte ich zuwenig über ihn, ich kannte seine Schwachstellen nicht. Vielleicht enthüllte das Buch dieses Rätsel. Wir würden sehen.

Ich fuhr weiter. Im Schrittempo schaukelte der Bentley über den schmalen Weg. Die Reifen wühlten sich durch wassergefüllte Furchen und schleuderten Dreck und Schlamm hoch. Mal tickte ein Stein gegen die Karosserie, mal prallte etwas unter das Bodenblech.

Leider waren wir erst während der Dunkelheit in dieser Gegend eingetroffen. Der Sumpf präsentierte sich als graues Meer, das ruhig und still lauerte, jedoch zum Ungeheuer werden konnte, wenn jemand in seine Nähe gelangte.

Ich starrte durch die Frontscheibe, war immer auf der Suche nach einem Licht oder einem hellen Fleck, der die Nähe des Dorfes ankündete. Nichts, nur alles schwarz in grau. Eine verfluchte Gegend. Trostlos, einsam, unheimlich. Man hatte das Gefühl, daß rechts und links des schmalen Weges das Grauen im verborgenen lauerte. »Weit kann es nicht mehr sein«, sagte Suko und rieb sich über die Wangen. Auch er war ziemlich müde. Schließlich lag eine stundenlange Fahrt hinter uns. Ich bremste.

Suko war nicht darauf vorbereitet und wurde im Gurt ein Stück nach vorn geschleudert. »Was ist denn jetzt?« Vor uns schien der Weg zu Ende zu sein. Ich stellte das Fernlicht an, sah etwas glänzen und erkannte, daß es Bohlen waren, die quer über dem Pfad lagen. »Riskieren wir es?«

Ich nickte meinem Partner zu. »Wir müssen.« Vorsichtig gab ich Gas. Die Reifen wühlten sich frei, und im nächsten Augenblick befanden sich bereits die Vorderräder auf den Holzbohlen.

Behutsam fuhr ich weiter. Ich merkte, daß die Bohlen schwankten. Wenn wir jetzt wegrutschten, sah es bitter aus. Der Steg war nur wenig breiter als unser Wagen.

Es war wirklich ein gefährliches Unternehmen, aber wir brachten es hinter uns.

Ohne daß eine der Bohlen wegsackte, konnten wir auf dem Pfad weiterfahren.

»Wer sagt’s denn«, meinte Suko. Er rieb sich die Hände. Der Chinese freute sich zu früh. Die nächste Überraschung wartete bereits auf uns. Wie ein Geist tauchte der Mann im Scheinwerferlicht auf. Er mußte von der Seite her gekommen sein, auf jeden Fall stand er mitten auf dem Weg und winkte.

Es war eine unheimliche Gestalt. Der Dunst umfloß ihn mit seinen langen Schleiern und verzerrte die Perspektive. Ich stoppte.

»Der will was von uns«, bemerkte Suko.

Der Mann kam auf unseren Bentley zu. Er ging schwerfällig, so, als hätte er eine schwere Last zu tragen. Die Schultern waren nach vorn gedruckt. Sein graues Haar hing ihm strähnig in die Stirn. Ich sah in ein eckiges Gesicht mit hervorstehenden Wangenknochen und einem grimmig verzogenen Mund. »Der ist nicht gerade unser Freund«, kommentierte Suko. Ich gab ihm recht.

Der Mann näherte sich der Fahrertür. Er war so nervös, daß er gegen die Scheibe klopfte. Wahrscheinlich wußte er nicht, wo sich der Türgriff befand.

Ich löste meinen Gurt und öffnete die Tür.

Fauliger Geruch schlug mir entgegen. Den brachte das Moor mit sich. Gleichzeitig aber drang ein penetranter Schweißgestank in meine Nase, und ich hielt unwillkürlich den Atem an. Dieser Kerl hätte sich wirklich mal waschen können. »Guten Abend!« grüßte ich höflich. Der Knochige grunzte nur.

Ich stieg aus. Als ich vor ihm stand, sah ich, daß der Bursche noch einen halben Kopf größer war als ich. Und ich bin wirklich nicht klein. Der Mann schaute mich an, als wollte er mich töten. Ich blieb freundlich. »Können Sie mir sagen, wie weit es noch bis Horlin ist?«

Er starrte mich nur an, sagte aber nichts. Fast körperlich spürte ich die Ablehnung, die er mir entgegenbrachte. Dieser Mann wollte sich nicht mit uns unterhalten, er betrachtete uns als seine Feinde. Trotzdem wiederholte ich meine Frage. »Hauen Sie ab!« knurrte er.

Auf der anderen Seite stieg Suko aus. Er spürte auch, daß etwas nicht stimmte. Abwartend blieb er neben der Tür stehen.

»Ich will Ihnen mal etwas sagen, mein Lieber«, sprach ich den Mann an. »Wir kommen aus London, haben also eine verflixt weite Fahrt hinter uns. Unser Ziel ist Horlin. Wir hätten es gern im Hellen erreicht, doch der starke Verkehr hat uns einen Strich durch die Rechnung gemacht. Und nun seien Sie so gut, und erklären Sie uns den Weg.«

Er schaute mich an. Da wir uns dicht gegenüberstanden, sah ich seine dunklen, fast schwarzen Augen. Auch die scharfen Falten, die sich von der Nase bis hin zu den Mundwinkeln zogen. Der Mann trug eine alte Jacke und eine ausgebeulte Hose, dazu Schuhe aus Holz.

Wo waren wir hier nur gelandet?
»Wir wollen keine Fremden in Horlin!« sagte er lakonisch. Ich mußte genau hinhören, um ihn verstehen zu können. Er sprach einen furchtbaren Dialekt.
»Es ist aber nicht verboten, Ihren Ort zu betreten.« Ich blieb weiterhin hart. Jetzt erst recht, denn wenn jemand nicht wollte, daß wir nach Horlin kamen, hatte dieser Jemand sicherlich etwas zu verbergen. Hing es mit dem Buch zusammen?
Der Mann holte tief Luft. »Gehen Sie weg, sonst werden wir Sie töten«, sagte er.
Ich wurde wachsam.
Aus den Augenwinkeln bemerkte ich Suko, der langsam um die Kühlerschnauze herumschritt. Auch er hatte die Worte gehört, die eine handfeste Drohung waren.
Und zwar eine lebensgefährliche…
»Wir fahren nach Horlin«, erwiderte ich scharf.
Der Knochige schaute mich an. Und plötzlich reagierte er. Er hatte beide Fäuste zusammengelegt und riß sie blitzschnell hoch.
Es war ein wuchtiger und hinterhältiger Schlag, den ich leider zu spät wahrnahm. Ich wich zwar noch zurück und nahm den Kopf nach hinten, trotzdem wurde ich am Kinnwinkel getroffen.
Ich flog gegen die Tür, die von meinem Körperschwung ins Schloß gedrückt wurde. Dann sah ich erst einmal nichts, hatte einen leichten Blackout.
Suko aber nahm diesen Angriff auf mich nicht hin. Mit einem gewaltigen Satz flankte er über die breite Schnauze des Bentley, und bevor der Kerl zu einem zweiten Schlag ansetzen konnte, war Suko da.
Sein Karatehieb schien aus dem Nichts zu kommen. Der Knochige wurde durchgeschüttelt und wankte zurück. Suko setzte nicht nach, er kümmerte sich um mich, bückte sich, als ich die Augen öffnete. Beide hörten wir den Pfiff. Und dann waren sie da.
Wie Geister tauchten sie rechts und links des Wegs auf. Freunde des Knochigen – und bewaffnet.
Suko zog mich hoch, weil meine Knie noch ziemlich weich waren.
Sechs Männer sahen wir. Mit dem Knochigen sieben.
Sie näherten sich mit einer gespenstischen Lautlosigkeit. Nur ihre Knüppel pfiffen durch die Luft.
Da war Suko. Der Chinese warf sich den Kerlen todesmutig entgegen. Und er spielte seine gesamte fernöstliche Kampftechnik aus. Mit drei Gegnern auf einmal nahm er es auf. Blieben vier andere für mich. Und die griffen an.
Ich stand mit dem Rücken an den Wagen gelehnt. Noch immer hatte ich mit den Nachwirkungen des Schlages zu kämpfen. Ich hätte natürlich meine Waffe ziehen können, doch da ich mich nicht in einer

lebensbedrohlichen Situation befand, ließ ich die Beretta stecken. Ich hasse nichts so sehr wie Blutvergießen und wollte es, wenn eben möglich, vermeiden.

Den ersten Hieb wehrte ich ab, setzte eine Rechte hinterher, und der Kerl flog zurück.

Der zweite Hieb streifte mich fast, der Gegner fiel gegen mich, doch durch einen Fußtritt schleuderte ich ihn nach hinten. Er fiel gegen den dritten und riß ihn mit um. Dann war der Knochige da.

Seine Fäuste hatten mich schon einmal ausgeknockt. Diesmal schlug er jedoch nicht, sondern suchte meine Kehle. Ich tauchte weg. Das war ein Fehler, die Pranken erwischten meine Haare.

Brutal riß mich der Knochige hoch. Ich jagte ihm eine Rechte dicht über die Gürtellinie. Der Knochige verzog das Gesicht und lockerte den Griff. Sofort fuhr meine linke Faust hinterher, und die traf weitaus höher. Der Kerl wankte und fiel. Da hörte ich Sukos erstickten Schrei.

Ich führ herum, sah den Chinesen unter einem heimtückischen Knüppelhieb fallen, wurde abgelenkt und erhielt gleich darauf die Quittung.

Das Pfeifen nahm ich noch wahr, dann traf mich der Holzknüppel seitlich am Kopf.

Ein Feuerwerk blitzte vor meinen Augen auf. Ich streckte noch meine Arme aus, um mich am Wagendach abzustützen, doch da gaben meine Knie schon nach.

Am Bentley entlang rutschte ich zu Boden und merkte nicht mehr, daß ich auf dem Gesicht liegenblieb.

***

Leo Genn kriegte keine Luft mehr.

Gnadenlos drückten die schleimigen Pranken zu und raubten ihm den Atem.

Genn taumelte nach vorn. Plötzlich erhielt er einen Stoß, die Pranken lösten sich von seinem Hals, und Leo Genn fiel zu Boden.

Keuchend blieb er liegen. Sein Hals schien mit Sandpapier eingerieben worden zu sein, und er hatte das Gefühl, als würde seine Stimme völlig versagen.

Mühsam wälzte er sich auf die Seite. Der Triumph, sein Ziel erreicht zu haben, war vergessen. Jetzt hatte er nur noch Angst. Weit riß Leo Genn die Augen auf. Und da sah er das Monster! Es bot einen Anblick, der einem herzschwachen Menschen den Infarkt bringen konnte. Es war ein unförmiges, grünes, schlierenartiges Wesen, das bei jeder Bewegung Schleim absonderte und nur aus Algen und Wasser zu bestehen schien. Mit einiger Phantasie konnte man einen Körper erkennen und auch ein Gesicht, denn dort leuchteten zwei fahlweiße Augen in der grünlichen Masse. Haare hatte das Monster nicht, dafür

aber zwei lange Arme, die an die eines Affen erinnerten. Es schob sich näher, schlenkerte seine Arme dabei hin und her. Bei jedem Schritt platschte es, und ob Genn wollte oder nicht, er mußte das Monster anschauen.

Wie oft hatte er in den alten Sagen und Legenden über die Existenz von Wassergeistern gelesen. Sie waren immer so beschrieben worden, wie dieses Monster aussah. Es verströmte einen Geruch, der Leo Genn an altes, verfaultes Wasser erinnerte. Hinzu kam noch ein beißender Körpergestank, der sich schwer auf die Atemwege des Mannes legte. Immer weiter näherte sich das Monster.

Leo Genn erinnerte sich plötzlich an seine Luger. Er griff unter seine Jacke, um die Waffe hervorzuholen. Das Wassermonster wartete ab, bis er die Pistole umklammert hielt, dann schleuderte es sein rechtes Bein vor. Es war stammdick, und hinter dem Tritt lag eine ungeheure Wucht. Die Waffe flog aus den Fingern des Mannes, rutschte über den primitiven Boden und blieb irgendwo liegen.

Leo Genn rechnete mit dem Schlimmsten. Er glaubte, sterben zu müssen, doch das Monster tötete ihn nicht. Langsam fing sich Leo Genn wieder. Durch seine Beschwörungen hatte er bereits in zahlreiche Bereiche der Magie hineingerochen, so daß der Schock nicht besonders groß war. Genn rappelte sich auf. Denn nun interessierte ihn nicht mehr das Monster, sondern das, was er bei seinem Eintritt gesehen hatte. Und das war schaurig genug.

An der der Tür gegenüberliegenden Seite des Raumes saß ein Skelett. Es hockte vor einer Fläche, die man mit einiger Phantasie als Tisch bezeichnen konnte. Aber bei dem, was Leo Genn sah, verschwammen Begriffe wie Länge, Breite oder Höhe. Das Skelett vor ihm trug einen weißen, kapuzenähnlichen Umhang, hatte seine Arme angewinkelt und vor sich ein Buch auf dem Tisch liegen. Das Buch überhaupt. Das Buch der grausamen Träume.

Es konnte überhaupt kein anderes sein. Aufgeschlagen lag es da, und das Papier schimmerte trotz des roten Lichts gelblich. Der Stuhl, auf dem der Hüter des Buches saß, war sehr breit, und die kunstvoll gedrechselte Lehne stach Leo Genn besonders ins Auge. Das wurmstichige und durchlöcherte Holz ließ das wahre Alter des Stuhls ahnen. Leo Genn war fasziniert.

Hier also fand er das Buch. Nun hatte er das Ziel seiner Träume endlich erreicht.

Hinter dem Skelett verschmolzen die Entfernungen. Leo Genn glaubte, in ein rötlich glosendes All zu schauen, in dem es keine Entfernungen und auch keine Zeiten gab. Irdische Begriffe schienen überholt. Was existierte, war der Geist. Der Geist des Bösen.

Leo Genn atmete tief ein. Er hatte sich wieder gefangen und wagte es, einen Schritt näher zu treten. Das Skelett rührte sich nicht. Es blieb

sitzen und starrte ihn nur an. Der nächste Schritt.

Leo Genn hatte das Monster an der Tür vergessen. Er wollte nur noch das Buch besitzen, in dem alle Geheimnisse der Schwarzen Magie enträtselt wurden. Wenn er es gelesen und verstanden hatte, würde ihm niemand mehr etwas vormachen können, dann konnte er mit den Geistern der Finsternis spielen.

Doch zuvor mußten noch einige Hindernisse aus dem Weg geschafft werden. Eins davon hieß John Sinclair.

Genns Plan hörte sich paradox an, war aber in Wirklichkeit haargenau ausgetüftelt.

Ihm war bekannt, daß er ohne Schwierigkeiten nicht an das Buch herankam. Allein konnte er es nicht schaffen, diese Schwierigkeiten zu überwinden. Dabei sollte ihm John Sinclair helfen. Dieser Geisterjäger würde den unsichtbaren Ring durchbrechen, den das Buch umgab.

Wenn er es dann geschafft hatte, wollte Leo Genn zuschlagen und John Sinclair töten. So sah sein Plan aus.

Aber wo steckte Gerald McKenzie? Ihm gehörte doch die Hütte, und er sollte der Hüter des Buches sein. Leo Genn blieb stehen und schüttelte verwirrt den Kopf. Das sollte verstehen, wer wollte. Er nicht. War McKenzie etwa bewußt geflohen? Ahnte er, was auf ihn zukam? Genn gab sich einen innerlichen Ruck und ging den letzten Schritt vor.

Nun stand er dicht vor dem Tisch. Das Skelett rührte sich noch immer nicht. Die leeren Augenhöhlen starrten den Besucher an. Wie ein Richter saß der Unheimliche dort.

Genn riskierte es. Er streckte seine Arme aus, um das Buch an sich zu nehmen. Er wußte, daß der Einband sowie die einzelnen Seiten aus der Haut eines Dämons gefertigt worden waren. Bestimmt hatte dieses Leder auch Tribut an das Alter zollen müssen und war brüchig geworden, aber es gab Methoden, mit denen man es neu präparieren konnte. Nur noch wenige Zoll, dann hatte er es geschafft. Jetzt!

Genns Finger griffen zu. Und da geschah das Unheimliche.

Plötzlich ertönte ein gewaltiges Brausen, so stark und nachhaltig, daß Leo Genn zurückfuhr, die Hände vor sein Gesicht riß, um von dem grellen Blitz, der dem Brausen folgte, nicht geblendet zu werden. Sekunden nur dauerte dieser Vorgang. Dann war es ruhig.

Leo Genn öffnete die Augen. Er rechnete mit allem, nur nicht mit dem, was er wirklich zu sehen bekam…

***

Vor Leo Genn stand ein uralter Mann, Verschwunden waren der Tisch, das Buch – und auch das Monster. Es blieb der Alte.

Leo Genn konnte vor lauter Staunen den Mund nicht mehr schließen. Er schüttelte den Kopf, wischte sich über die Augen, weil er glaubte,

einer Halluzination erlegen zu sein, doch es stimmte alles. Der Alte stand vor ihm. Schäbig war das Innere der Hütte anzusehen. An den Holzwänden wuchs das Moos. Es schimmerte feucht, und Schimmel hatte sich in die Ritzen gesetzt. Von der Decke hing eine trübe Öllampe, die einen flackernden Schein verbreitete, der schattenhaft über die dünnen Wände tanzte und dabei bizarre Muster hervorrief.

Leo Genn begriff es nicht – er stand da und staunte. Der Alte aber lächelte. Er trug einen ponchoähnlichen Umhang aus dunklem Stoff. Sein Gesicht wirkte wie eine verwitterte Baumrinde. Es schien aus tausend Falten und Runzeln zu bestehen. In der rechten Hand hielt der Alte einen Knotenstock, auf den er sich stützte. Die linke war zur Faust geballt. »Nun?« fragte er.

Leo Genn räusperte sich, bevor er sprechen konnte. »Wer – wer sind Sie?« Der Alte lachte, schwang dann herum und trat an einen alten Holztisch, hinter dem er Platz nahm. Er stützte die Arme ebenso auf, wie das Skelett es getan hatte, nur fehlte das Buch auf der Tischplatte.

»Kannst du dir das nicht denken, Leo Genn?«

Der Besucher war erstaunt. »Du kennst meinen Namen?«

»Ja, denn ich weiß immer, wer mich besuchen will.«

Genn nickte. Nun wußte er Bescheid. »Dann bist du Gerald McKenzie«, flüsterte er.

»Genau.«

In Genns Hirn schlugen die Gedanken Purzelbäume. Auf einmal war sein sorgsam ausgetüftelter Plan durcheinandergeworfen worden. Er hatte gedacht, McKenzie das Buch abnehmen zu können, doch nun sah die Lage völlig anders aus.

»Was wolltest du von mir?« fragte McKenzie und sprach Leo Genn direkt an.

Genn zögerte.

Der Alte lächelte wieder. »Du wolltest das Buch der grausamen Träume, nicht wahr?«

»Ja.«

»Du hast es gesehen?«

Leo Genn nickte.

»Viele haben es schon gesehen. Du bist nicht der einzige, der dem Ruf gefolgt ist«, sagte der alte Mann orakelhaft. »Aber du wirst es nicht bekommen.«

»Warum nicht?«

Der Alte hatte die Frage überhört, denn er erkundigte sich:

»Weshalb hast du eine Pistole eingesteckt?«

Genn schielte unwillkürlich in die Ecke, wo die Waffe lag. Dort sah er das Schimmern des Metalls.

»Ich weiß, was du damit vorhattest«, fuhr McKenzie fort. »Du wolltest mich damit zwingen, dir das Buch herauszugeben.«

»Das ist nicht wahr!« begehrte Leo auf. »Ich habe die Waffe nur eingesteckt, um mich verteidigen zu können. Diese einsame Sumpfgegend ist sehr gefährlich.«

»Du bist ein schlechter Lügner, Leo Genn.«

Genn dachte nach. »Du bist sehr gut informiert!«

»Ja, ich kenne so manches, was du nicht weißt. Mir war auch bekannt, daß du mich in dieser Nacht aufsuchst. Ich, nein, wir haben dich bereits erwartet, wie auch die anderen vor dir. Ich weiß auch, wer dir verraten hat, wo du dieses Buch finden kannst. Du hast durch eine Beschwörung Myxin, den Magier, herbeigerufen. Er hat dir den Ort genannt. Doch Myxin selbst ist zu feige. Er weiß genau, wie sehr das Buch abgesichert worden ist. Er kann nicht heran. Deshalb sucht und findet er immer Dumme, die es für ihn holen wollen. Bis heute hat es noch keiner geschafft. Das Buch der bösen Träume ist für dich und andere Menschen unantastbar.«

Das war eine lange Rede, und Leo Genn hatte sich jedes Wort gemerkt. Er ahnte, daß er mit diesem Besuch sein eigenes Todesurteil unterschrieben hatte, aber so leicht wollte er es dem Alten nicht machen.

Genn startete, rannte auf seine Waffe zu, hob sie auf, richtete die Mündung auf den Alten.

»So, mein Freund«, sagte er, »noch bin ich nicht tot, und ich werde mir das verdammte Buch nehmen. Deshalb will ich nun von dir wissen, weshalb du mir das Buch nicht geben wolltest!«

»Weil ich als der Hüter des Buches auserkoren worden bin«, gab der Alte prompt zurück.

Leo Genn lachte meckernd. Mit der Waffe in der Hand fühlte er sich ungeheuer stark. »Mach keinen Mist, Alter. Du bist ja schon scheintot. Sag mir, wo du das Buch versteckt hast.«

»Ich habe es nicht.«

Leo Genn ging vor. Einen Schritt vor Gerald McKenzie blieb er stehen.

Blitzschnell hob er den rechten Arm. Er wollte den Waffenlauf auf den Schädel des alten Mannes schmettern, doch McKenzie schaute Genn nur an.

Eisig war sein Blick.

Leo Genn hielt mitten in der Bewegung inne. Durch die Zähne saugte er die Luft ein, wobei ein zischendes Geräusch entstand. Langsam ließ er den rechten Arm sinken. Der Mann vor ihm besaß eine ungeheure Willenskraft. Seine Augen waren nicht nur stark und zwingend, sondern in ihnen schien das Wissen von Jahrhunderten zu stecken. Leo Genn fröstelte plötzlich.

Der Alte sprach. Er hatte eine leise, aber dennoch starke Stimme, so daß man ihm zuhören mußte. »Nie wirst du erfahren, Leo Genn, was

es mit dem Buch auf sich hat. Du wirst ebenso verschwinden wie deine Vorgänger, denn dafür ist gesorgt. Ziita wartet bereits auf ein neues Opfer.«

»Wer ist Ziita?« fragte Genn.

Der Alte lächelte geheimnisvoll. »Du wirst sie noch früh genug kennenlernen.«

Leo Genn trat wieder einen Schritt zurück. Sein Blick flackerte. Er drehte den Kopf, schaute nach links und rechts, dann rannte er auf den an der Seitenwand stehenden schmalen Schrank zu und riß die Tür auf.

Genn war überzeugt, das Buch dort zu finden. Die Tür war noch nicht ganz offen, als die Pranke aus der Öffnung fuhr und Leo Genn mitten ins Gesicht klatschte. Er schrie auf, ließ die Waffe fallen, taumelte zurück und preßte beide Hände gegen sein Gesicht. Er hatte das Gefühl, als wäre seine Haut mit einer Säure übergossen worden, so sehr brannte sein Gesicht. Durch die gespreizten Finger schaute er in den Schrank und sah das Wassermonster dort stehen, das er schon bei seinem Eintritt kennengelernt hatte.

Das Wesen streckte noch immer seinen Arm aus. Es hatte die unförmige Pranke gedreht, und Leo Genn erkannte die rote Flüssigkeit auf der Handfläche.

Nun wußte er, was so sehr auf seinem Gesicht brannte. Er ließ die Hände sinken, wandte den Kopf und schaute den alten Mann an. Gerald McKenzie lächelte schmal. Er hob die Schultern und fragte: »Warum begreifst du nicht, daß es für dich bereits zu spät ist, Leo Genn?«

»Nein, Alter, es ist nicht zu spät!« erwiderte Genn. »Niemals. Ich lasse mit mir nicht das machen, was ihr mit den anderen angestellt habt. Nicht mit mir. Ich bin stärker.« Er holte tief Luft, bevor er weiterredete. »Ich gehe jetzt, und niemand hält mich auf. Nicht dieses verfluchte Monster und nicht du, Alter.«

»Narr«, sagte McKenzie nur. Mehr nicht.

Leo Genn schritt rückwärts zur Tür. Er tastete mit der Hand, fand den Griff und zog die Tür auf. Die Schmerzen in seinem Gesicht hatte er vergessen.

»Warte noch!« rief der Alte. »Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Nein!« brüllte Genn.

Er drehte sich um und lief weg. Es war leicht, die Ausgangtür zu finden.

Hart riß Genn sie auf – und prallte zurück.

Vor ihm standen die Männer wie eine Wand. Hochgewachsene Gestalten, die samt und sonders Fackeln in ihren Rinden trugen, deren Flammen vom Wind bewegt wurden, ineinanderflossen und zu einer regelrechten Feuerwand verschmolzen.

Diese Männer würden keinen vorbeilassen. Der rote Schein auf ihren Gesichtern ließ die Züge noch entschlossener erscheinen.

Leo Genns Chancen sanken dem Nullpunkt entgegen.

Sekundenlang war er unfähig, sich zu rühren.

Da spürte er plötzlich eine schmale Hand auf seiner rechten Schulter. Gerald McKenzie war hinter ihn getreten.

»Ich habe es doch gesagt, daß du nicht mehr fliehen kannst. Die anderen haben es auch nicht geschafft. Diese Männer sind gekommen, um dich zu begleiten.«

»Wohin?«

»Zu deiner Hinrichtung, Leo Genn«, erwiderte der Alte mit fester Stimme.

***

Lange war ich nicht bewußtlos. Als ich dann erwachte, hatte ich das Gefühl, daß mein Schädel doppelt so groß war wie vor dem Schlag.

»Willkommen!« hörte ich Sukos spöttische Stimme. Ich versuchte mich aufzurichten. Das war unmöglich. Drahtfesseln hielten meine Hände und Füße. Auch das noch.

Ich wollte dem Chinesen eine Antwort geben, verkniff sie mir aber, da ich einen Stoß erhielt, dessen Folgen für meinen Schädel äußerst schmerzhaft waren.

Der Stoß rührte von einem Schlagloch her, durch das ein Wagen gefahren war. Unser Bentley.

Ja, Sie haben richtig gelesen. Suko und ich lagen im Fond meines Wagens. Gefesselt mit diesen verdammten Drähten. Das Metall schnitt schmerzhaft ins Fleisch.

Und vor uns hockten zwei Männer. Es gelang mir, den Kopf ein wenig zu heben, so daß ich den Fahrer im Profil erkennen konnte. Es war der Knochige.

Ich ließ mich wieder zurücksinken. »Mist!« sagte ich voller Überzeugung.

Suko lachte spöttisch. »Kann mich nicht erinnern, daß man uns jemals so schnell aus dem Verkehr gezogen hat.« Da hatte der Chinese völlig recht. Wir waren wie Anfänger in die Falle gelaufen. Aber es war unmöglich gewesen, gegen die Übermacht anzukämpfen. Zu viele Gegner waren auf uns eingeströmt. Pech und Mißerfolg auf der ganzen Linie. Aber warum hatte man uns überwältigt? Welches Geheimnis wollten diese Männer verbergen? Hing es vielleicht mit dem Buch zusammen, auf das uns der geheimnisvolle Anrufer aufmerksam gemacht hatte?

Trotz der miesen Lage, in der ich mich befand, war ich neugierig wie selten.

Als Suko sich einmal bewegte, spürte ich seine Fußspitzen an

meinem Kinn.
»Danke«, sagte ich.
Mein Partner hatte dies sicherlich nicht extra getan, aber wenn man gegeneinander im Pond liegt, wird selbst die breite Rückbank des Bentley ziemlich eng.
Der Fahrer sprach kein Wort. Auch der Beifahrer nicht. Im Schrittempo fuhr der Wagen weiter. An den Seitenfenstern sah ich die Gesichter der mitlaufenden Männer.
Hin und wieder schauten die Leute ziemlich finster in den Bentley. Und wenn sich unsere Blicke trafen, hatte ich kein gutes Gefühl.
Ich versuchte, die beiden vor uns anzusprechen. »Wohin fahrt ihr uns?«
Schweigen.
»Nach Horlin?«
Der Beifahrer drehte sich um. Ich erschrak, denn er hatte ein häßliches Gesicht. Die linke Hälfte wurde von einem wuchernden Blutschwamm eingenommen, und die Augen schillerten grünlich wie das Wasser eines Moortümpels.
»Ihr werdet sterben!« prophezeite uns der Mann. Er stieß die Worte abgehackt hervor, so daß ich nur schwer etwas verstand.
Zudem sprach er kein reines Englisch. Gälische Laute schwangen in der Antwort mit.
In was waren wir da nur reingeraten? Welche Menschen hielten uns gefangen?
Suko und ich schwiegen danach. Da der Wagen sehr langsam fuhr, dauerte es noch zwanzig Minuten, bevor die Lichter des Ortes auftauchten.
Lichter war eigentlich zuviel gesagt. Denn die trüben Funzeln konnte man kaum als solche bezeichnen. Es waren alte Laternen, und sie hingen meist über den Türen der alten, windschiefen Häuser.
Ich sah die Umrisse dieser Bauten, und schon jetzt hatte ich das Gefühl, daß wir uns im tiefsten Mittelalter befanden. In Horlin schien die Zeit stehengeblieben zu sein.
Der Wagen blieb auch stehen. Er ruckte allerdings zweimal nach vorn. Der Mann war kein guter Autofahrer. Woher auch? Wer hier wohnte, fuhr höchstens mit dem Fahrrad. Zwei Männer öffneten die Türen.
Kräftige Hände packten Suko und mich unter den Schultern und zogen uns nach draußen. Dort wurden wir hingestellt.
Dann nahm man uns die Fußfesseln ab. Zwei Männer schnitten mit einer Zange die Drähte durch.
Ich sah, daß Suko Luft holte. Er wollte sich wehren, wenn er die Füße frei hatte.
Mein Kopfschütteln sagte ihm, daß ich gegen den Plan war.

Schließlich waren wir fremd in dieser Gegend. Wenn es uns auch gelang, den Kreis der Menschen zu durchbrechen, wohin sollten wir laufen? Wir saßen in einer Falle, da der Ort vom Moor umgeben war.

Ich schaute mich um, und als erstes fiel mir auf, daß keine Frauen und Kinder zu sehen waren. Letztere lagen sicherlich zu dieser späten Stunde schon im Bett, aber die Frauen mußten doch noch auf den Beinen sein.

Nichts war von ihnen zu sehen. Man hatte das Gefühl, diese Stadt wurde von Männern beherrscht. Die Drähte fielen.

Sofort begannen meine Fußgelenke zu schmerzen, als das Blut in die Zehen schoß. Ich stellte mich trotzdem auf die Zehenspitzen, da ich etwas mehr sehen wollte.

Wir befanden uns auf einer Art Marktplatz. Der Bentley wirkte zwischen den alten, einstöckigen Häusern wie ein Fremdkörper. Ich sah keine Kirche und keinen Gasthof. Nur einen alten Brunnen, aus dessen Mitte ein Sockel ragte. Darauf stand eine Steinfigur. Sie zeigte eine Frau.

Selbst bei diesem Licht konnte ich die Hexe erkennen. Sie sah überaus häßlich aus, obwohl sie jung war. Sie hatte die steinernen Arme ausgestreckt und hielt in der rechten Hand den Kopf eines Ziegenbocks. Das Abbild des Teufels, denn die Hexen dienten dem Herrn der Finsternis mit Hingabe.

Sukos Beinfesseln wurden ebenfalls durchgeschnitten. Dann traten die Männer zurück.

Unter ihnen erkannte ich auch die, die uns auf dem Weg angegriffen hatten. Sie hielten ihre Stöcke noch umklammert, starrten uns böse an, während ich in den Gesichtern der anderen nichts las, was auf eine offene Feindschaft schließen ließ. Davon ließ ich mich jedoch nicht täuschen. Ich wußte, daß diese Gleichgültigkeit schnell in Haß umschlagen konnte, wenn es die Situation erforderte.

Auch über dem Ort schwebte dieser faulige Geruch, der so typisch für die Sumpfnähe ist.

Niemand sprach ein Wort. Alle warteten. Die Stille wurde drückend. Ich vernahm kaum das Atmen. Dann hörten wir Schritte.

Überlaut klangen sie, denn diese Holzpantinen erzeugten klackende Geräusche auf dem Kopfsteinpflaster. Die Spannung wuchs.

Ich lehnte mich etwas zurück. Mein Jackett spannte sich vorn, und ich spürte den Druck der Beretta. Die Pistole hatten sie mir gelassen.

Warum? Waren sie ihrer Sache so sicher, oder hatten sie vergessen, nach einer Waffe zu suchen?

Es war mir im Moment egal. Hauptsache, ich behielt die Beretta. Damit sah die Zukunft nicht ganz so schlimm aus. Mehrere Männer traten zur Seite und öffneten eine Gasse für den Ankömmling, dessen Schritte ich gehört hatte. Er schien eine Respektsperson in diesem Ort

zu sein, denn die Männer behandelte ihn äußerst ergeben. Dabei war der Mann vom ersten Eindruck her eigentlich eine komische Figur. Vom körperlichen Wuchs klein, erinnerte er mich an einen Zwerg. Im Gegensatz dazu stand sein Kopf mit der spiegelblanken Glatze, dem runden Gesicht und den kleinen, tückischen Augen sowie dem grausam verzogenen Mund. Vor diesem Zwerg mußten wir uns in acht nehmen. Zwei Schritte vor uns blieb er stehen, legte den Kopf in den Nacken und starrte uns an.

Wir hielten dem Blick stand. Ich ließ ihn sogar noch weiter nach unten wandern. Der Zwerg trug eine weite Hose, darüber eine kittelähnliche Joppe und die unvermeidlichen Holzschuhe an den kleinen Füßen. »Wer seid ihr?« fragte er.

Ich antwortete. »Besucher, die nach Horlin kommen wollten, um sich einmal den Ort anzuschauen.«

Der Zwerg lachte kichernd. »Das glaube ich nicht. Ich als Bürgermeister hätte davon gewußt, sogar wissen müssen.«

»Entschuldigen Sie, daß wir uns vorher nicht angemeldet haben, aber wir dachten, in einem freien Land zu leben, wo jeder hinfahren könne, wohin er wolle.«

Der Zwerg machte eine unwirsche Handbewegung. »Lüg mich nicht an!« zischte er. »Ich weiß genau, weshalb du gekommen bist. Du willst das Buch.«

»Welches Buch?«

Der Zwerg kicherte. »Tu nicht so, du lügst schlecht, Mister. Sag mir, wie du heißt.«

»John Sinclair.«

»Und dein Freund?«

»Ich heiße Suko«, sagte der Chinese, »und ich rate dir, dir diesen Namen gut zu merken.«

Der Zwerg stampfte mit dem Fuß auf, knirschte vor Wut mit den Zähnen. »Das große Maul wird dir noch vergehen, Schlitzauge. Los, zeigt es ihm!«

Darauf hatten die Männer nur gewartet. Zwei Knüppel pfiffen durch die Luft. Rechts und links trafen sie Suko in Höhe der Schulter, doch der Chinese verzog keine Miene. Der Zwerg war erstaunt. Seine Mundwinkel zuckten. Er hatte wohl damit gerechnet, daß Suko anfangen würde zu schreien, doch der Chinese war ein harter Knochen.

Ich wechselte das Thema. »Machen Sie das mit allen Fremden, die Ihr Dorf besuchen?« fragte ich.

Der Bürgermeister schaute mich wieder an. »Hier kommen kaum Fremde her.«

»Und wenn sie doch einmal da sind?«

Jetzt lachte der Zwerg und rieb sich die Kinde. Es hörte sich an, als

würde Papier rascheln. Auch die anderen Männer stimmten in dieses Lachen mit ein, bis der Zwerg ihnen Einhalt gebot.

»Die anderen, die sich hier sehen lassen, haben das gleiche Ziel wie ihr, Das wissen wir. Da wir es wissen, werden wir sie nicht enttäuschen. Wir geben ihnen zu sehen, was sie sehen wollen, und anschließend bleiben sie dann für immer bei uns.«

Diese Antwort gefiel mir überhaupt nicht. »Als Tote?« fragte ich lauernd.

Wieder begann der Zwerg zu lachen. Diesmal kichernd und hohl. Es hörte sich so an, als würde er in einen Eimer lachen.

Ich warf Suko einen Blick zu. Die Reaktion des Zwergs ließ Böses ahnen.

Der Chinese hob nur die Schultern. Wie ich, so schaute auch er über den Kopf des Bürgermeisters hinweg. Es hatte sich nichts verändert. Nach wie vor war kein einziges weibliches Wesen innerhalb des Ortes zu sehen. Leer und verlassen lagen die vom Marktplatz ausgehenden Straßen. Dunstschleier trieben wie Fahnen hindurch. Sie brachten Feuchtigkeit und Kühle vom nahen Sumpf mit.

Mir fiel wieder auf, daß keine Kirche vorhanden war. Das bestärkte mich in dem Verdacht, daß die Menschen hier mit den Mächten der Finsternis paktierten. Wir hatten voll in ein Wespennest gestochen.

Der Bürgermeister unterhielt sich mit seinen Leuten. Was sie sprachen, konnte ich nicht verstehen, denn sie redeten Dialekt und ziemlich schnell.

Schließlich nickte der Zwerg. Er bewegte dabei seinen Kopf so heftig, daß man meinen konnte, er würde ihm von den Schultern fallen. Sein langer Zeigefinger schnellte vor und wies einmal auf Suko, dann auf mich. »Schafft sie weg!« befahl er.

Das ließen sich die Kerle nicht zweimal sagen. Vier starke Burschen stürzten sich auf uns. Wir wurden gepackt, herumgedreht und auf eine schmale Gasse zugeschoben. Der Zwerg überholte uns. Er schritt an der Spitze, während die anderen im Gänsemarsch folgten.

Die Gasse war ziemlich eng. Das zum Teil zerstörte Pflaster bildete regelrechte Stolperfallen. Je weiter wir gingen, um so mehr nahm ich den modrigen Sumpfgeruch wahr. Aber auch das Gluckern und leise Rauschen eines Flusses hörte ich. Horlin lag an einem Gewässer. Der Fluß mußte, wenn man der Karte glauben durfte, irgendwo im Sumpf entspringen, wand sich in vielen Kehren durch das Land und versickerte irgendwo. Die Männer dirigierten uns zu einem alten, schmalbrüstigen Haus. Dort blieben wir erst einmal stehen. Ich ließ meine Blicke an der Fassade entlanggleiten und war nicht gerade begeistert. Das Haus sah baufällig aus. Die Fenster neben der Holztür waren mit Brettern vernagelt. Nur in der ersten Etage sah ich blinde Scheiben in den Rahmen. Der Zwerg schloß auf.

Mit Stößen wurden wir in einen engen, muffigen Flur getrieben und dann weiter bis zu einer Steintreppe, die in den Keller führte. Ich erhielt einen Schlag und segelte die Stufen hinunter. Mit dieser Reaktion hatte ich gerechnet, so daß ich mich bereits vor dem Aufprall zusammenrollte und dem Fall somit die größte Wirkung nahm. Heil kam ich unten an. Wie auch Suko. Nur fiel er auf mich. »He, sei ein bißchen vorsichtiger.«

»Sorry, aber ich wollte weich landen«, erwiderte mein Partner. Wir erhoben uns. Auch mit gefesselten Rinden schafften wir dies leicht. Eine reine Übungssache.

Der Zwerg stieg die Treppe herunter. Jemand hatte zwei Kerzen angezündet, deren Flammen die unterirdischen Räume in geisterhaft zuckendes Licht tauchten.

Der Bürgermeister war wohl der einzige, der aufrecht stehen konnte. Suko und ich mußten den Kopf einziehen. Ich noch wesentlich mehr als der Chinese.

»Und wie geht es weiter?« sprach ich den Bürgermeister an.

»Ich warte hier so lange, bis ihr an der Reihe seid«, gab er mir zur Antwort.

»Was habt ihr mit uns vor?«

»Wir nichts, aber Ziita.« Ich stutzte.

»Wer ist Ziita?«

Der Zwerg lachte. »Keine Sorge, du wirst sie noch früh genug kennenlernen.«

»Und was ist mit dem Buch?«

Der Zwerg schüttelte seinen großen Kopf. »Das werdet ihr niemals sehen.« Der Bürgermeister rieb sich abermals die Kinde. »So unschuldig, wie du mir weismachen wolltest, seid ihr gar nicht. Du weißt schließlich von dem Buch.«

»Das gebe ich zu!« erwiderte ich lächelnd. »Leider weiß ich nicht genug. Was steht darin?«

Der Zwerg schaute mich lauernd an. »Es ist das Buch der grausamen Träume.«

»Wer hat es geschrieben?«

»Einer der Urdämonen. Mehr brauchst du nicht zu wissen.« Ich war noch nicht fertig. »Steht etwas über den Schwarzen Tod in diesem Buch?«

»Nichts mehr!« zischelte der Zwerg. Er deutete auf eine Tür. »Los, rein mit ihnen!« befahl er seinen Männern. Es wurde aufgeschlossen. Quietschend öffnete sich eine Eisentür. Eine muffige, sehr feuchte Luft schlug uns entgegen.

Einer der Kerzenträger leuchtete in das Verlies hinein.

Ich schluckte.

Der Raum war noch niedriger als der normale Keller. Trotzdem

konnten wir aufrecht stehen, weil der Boden ausgeschachtet worden war.

Man hatte eine etwa einen Yard tiefe Grube ausgehoben, in der sich Wasser gesammelt hatte.

Es reichte einem Menschen fast bis zu den Schienbeinen. Das sah ich an der jungen Gefangenen, die sich ängstlich in eine Ecke gedrückt hatte und uns aus großen Augen anstarrte.

Ich hielt den Atem an.

Die Gefangene war ein junges Mädchen. Es trug ein einfaches dunkles Kleid, hatte lange schwarze Haare, die bis auf die Schultern hingen. Auf dem schmalen Gesicht sah ich das Entsetzen und die Angst leuchten. Das Girl zitterte vor Kälte und war ebenso gefesselt wie wir.

Wut und Zorn auf die Männer stiegen in mir hoch.

»Was habt ihr mit diesem Mädchen gemacht?« fauchte ich den Zwerg an.

»Sie ist eine Hexe und wird noch in dieser Nacht die Hexenprobe über sich ergehen lassen müssen.«

Das Mädchen begann zu schluchzen.

Ich aber fuhr herum, wollte dem Bürgermeister eine passende Antwort geben, doch ein Schlag gegen die Brust trieb mich zurück, so daß ich ins Wasser fiel.

Zum Glück konnte ich mich abfangen und landete nicht mit dem ganzen Körper in der trüben Brühe.

Suko folgte mir.

Dann rammten sie die Tür zu.

Es wurde dunkel.

Das Mädchen und wir waren gefangen!

***

Im ersten Moment glaubte Leo Genn, sich verhört zu haben. »Wohin sollen die Männer mich bringen?« Seine Stimme glich mehr einem müden Krächzen.

»Du wirst hingerichtet.«

»Ihr wollt mich töten?« Genn schüttelte den Kopf und senkte dabei den Blick. »Töten?« echote er. »Warum denn? Warum soll ich sterben? Ich – ich habe doch nichts getan!« schrie er. »Ihr könnt doch nicht…«

»Doch, wir können«, sagte der Alte.

Auf einmal merkte Leo Genn, was es heißt, Angst zu haben. Er sah die Entschlossenheit in den Gesichtern der Männer, und er wußte, daß er keine Gnade zu erwarten hatte. Jetzt, wo es um sein eigenes Leben ging, zitterte er wie ein erbärmlicher Feigling. Dabei war er bereit gewesen, ebenfalls über eine Leiche zu gehen, nur um an das geheimnisumwitterte Buch zu gelangen. Der Alte gab den Leuten vor

der Tür ein Handzeichen, Zwei Männer überreichten ihre Fackeln den Nebenleuten und setzten sich in Bewegung, um Leo Genn zu holen. Genn starrte die Kerle an. Auf einmal arbeiteten seine Gedanken wieder glasklar. Wenn er sich jetzt packen ließ, dann war er endgültig verloren. Es gab nur noch eins: Flucht!

Vorn und seitlich war der Weg durch die Menschenmauer versperrt.

Aber nicht nach hinten.

Auf der Stelle kreiselte Leo Genn herum. Mit dieser Aktion überraschte er auch den alten McKenzie. Genn stieß ihm die Faust vor die Brust, so daß der Alte nach hinten taumelte. Dann spurtete er los.

In seinem Rücken hörte er die wütenden Schreie der Männer. Sie wollten ihn auf keinen Fall entkommen lassen, und wenn Genn ehrlich gegen sich selbst war, so konnte er diese Jagd nur als ein Katz-und-Maus-Spiel bezeichnen, denn er hatte kaum eine Chance zu fliehen. Auf seinem Boot nicht und auch nicht zu Fuß, denn das Dorf war vom Moor umgeben. Die Bewohner kannten die Wege, die durch den Sumpf führten. Er nicht, er würde elendig absaufen. All diese Gedanken und Theorien warf er weit von sich. Vielleicht gelang es ihm, sich irgendwo zu verstecken, wo ihn so schnell keiner fand. Und wenn erst einmal der neue Tag angebrochen war, sah die Sache ganz anders aus. Da konnte er sich vielleicht durchschlagen. Und dann war unter Umständen dieser Sinclair schon da, dem er den telefonischen Tip gegeben hatte. Diese Gedanken jagten durch sein Hirn, als er durch das Zimmer rannte, in dem seine Niederlage begonnen hatte. Doch da stand das Monster. Mit ihm hatte Leo nicht mehr gerechnet. Er stürzte in den Raum hinein, hatte so viel Schwung, daß er nicht mehr rechtzeitig stoppen konnte, und prallte wuchtig gegen das schleimige Wesen.

Leo Genn schrie auf. Als sich sein Gesicht in die Masse bohrte, wurde der Schrei zu einem Gurgeln. Dann packten die Hände zu.

Und das Monster hatte Kraft. Spielerisch hob es den Mann hoch und schleuderte ihn gegen die Wand.

Hart prallte Leo auf. Für einen Moment drehte sich alles vor seinen Augen, und als er seine Sinne wieder richtig beisammen hatte, sah sich Leo Genn von mehreren Männern umkreist. Sie hatten ihn. Diesmal endgültig.

Und der alte McKenzie sagte: »Ich habe dir doch gesagt, daß es keinen Zweck hat. Du bist und bleibst unser Gefangener.« Leo Genn lag verkrümmt am Boden. Er stöhnte und winselte, erwartete harte Schläge.

Statt dessen zogen ihn kräftige Fäuste hoch. Schwankend stand Leo Genn zwischen seinen Bewachern. Der Alte schaute ihn an. »Deine Neugierde wirst du mit dem Leben bezahlen!« sagte er hart. »Schafft ihn weg!«

Vier Männer hielten Leo Genn fest. Die anderen warteten draußen. Sie trugen noch immer ihre Fackeln. Der vom Fluß herüberwehende Wind bewegte die Flammen, so daß ihr Schattenspiel gespenstisch über die Gesichter der Männer huschte. Sie nahmen den normalen Ausgang. Die Fackelträger gingen zur Seite, um für Gerald McKenzie und den Gefangenen Platz zu schaffen. Leo Genn sträubte sich gegen seinen Abtransport. Er stemmte die Hacken ein und versuchte, seine Arme aus der Umklammerung zu lösen, doch seine Peiniger griffen eisenhart zu. Wenn es ihnen zu bunt wurde, schlugen sie Genn auch. Die Gruppe umrundete das Haus und schritt hinunter zum Fluß. In der Nähe wurde der Boden rasch sumpfig. Wasser und Schlamm gluckste unter den Schuhen, viele Tritte hinterließen Abdrücke im feuchten Sumpfgras.

Die Fackeln erhellten die Umgebung des Hauses, so daß Leo Genn Einzelheiten erkennen konnte. Er sah die zahlreichen Büsche und Schilfgewächse in der Nähe des Ufers, und er sah auch die Rückseite der Hütte, wo sein Boot auf dem Wasser lag und die Strickleiter dicht über dem Kahn schwebte. Leo Genn biß sich auf die Lippen. Seine Augen wurden feucht. Das Boot war eine seiner Hoffnungen gewesen. Jetzt nutzte es ihm nichts mehr.

Über einen schmalen Pfad schritten sie entlang des Flusses. Träge wälzte sich das dunkle Wasser an ihnen vorbei. Auf der Oberfläche schwammen Äste und Zweige zwischen zahlreichen losen Blättern und Schilfgräsern.

Die Bewacher schritten neben Leo Genn her. Ihnen machte es nichts aus, wenn Zweige und nasse Blätter in ihre Gesichter klatschten. Sie hielten den Gefangenen eisern fest. Leo Genn stolperte mehr, als daß er ging. An seinen Beinen schienen Bleigewichte zu hängen. Es war die Angst, die seinen Körper so sehr schwächte.

Die Umgebung verschwamm vor seinen Augen. Er unterschied nicht mehr die einzelnen Fackeln, sondern sah nur noch einen blutroten Schein, der auf ihn wie eine Mauer wirkte. Seine Bewacher redeten kein einziges Wort. Nur ihr Atem war zu hören und das Klatschen der Schritte auf dem sumpfigen Boden. Selbst der alte McKenzie sprach nicht. Er hielt sich bewundernswert aufrecht, trotz seines Alters. Dann stoppte die Prozession.

Hart wurde Leo Genn zurückgerissen. Bis jetzt hatte er die Augen halb geschlossen gehabt, nun öffnete er sie. Sie standen am Ufer. Dicht vor ihnen gurgelte das dunkle Wasser vorbei. Strudel hatten sich in der Mitte des kleinen Flusses gebildet. Sie drehten sich im Kreis, schäumten hoch und warfen Blasen.

Leo Genn schaute sich um. Was hatten die Männer mit ihm vor? Wollte man ihn in den Fluß werfen? Sollte er hier in dieser gottverlassenen Gegend elendig ertrinken?

Er erhielt schon recht bald eine Antwort auf seine Frage. Und diese Antwort machte ihm nicht gerade neuen Mut. Einige Männer verschwanden, indem sie links aus seinem Blickfeld traten. Sie betraten eine schmale Landzuge, die sich in das offene Gewässer des Flusses hinausschob.

Dort hantierten sie herum. Leo Genn hörte raschelnde Geräusche und vernahm ihre flüsternden Stimmen. Dann hatten sie ihre Arbeit beendet. Etwas bewegte sich an der Spitze der Landzunge. Ein unförmiges, großes Ding, das auf die Wasseroberfläche geschoben wurde. Leo Genn schaute genauer hin. Es war ein Floß.

Primitiv und aus normalen Holzstämmen gefertigt. Die Ecken des Floßes waren durch vier Männer besetzt. Sie hielten lange Ruderstangen in den Händen, die sie ins Wasser tauchten, um das Floß damit zu manövrieren. Sie stellten es sehr geschickt an. Leo Genn erkannte, daß sie im Steuern des Floßes Erfahrung hatten. Bevor das Gefährt in die Strommitte treiben konnte, drehten sie es nach steuerbord und damit dem Ufer zu, wo Leo Genn und seine Bewacher warteten. Einer der Männer warf vom Fluß her ein Seil. Es wurde aufgefangen und um einen Baum gewickelt. Ein anderer Mann auf dem Floß nahm zwei Stangen, steckte sie nebeneinander in die dafür vorgesehenen Öffnungen. Der Zwischenraum betrug anderthalb Yards. Der Mann prüfte die Festigkeit, nickte zufrieden und winkte zum Ufer hin. Es war das Zeichen für die Männer, die Genn gepackt hielten. Sie stießen ihn vor, und Genn sank fast bis zu den Knien im Uferschlick ein. Er wurde wieder hochgerissen und mißte auf das Floß klettern. Es ging alles schweigend über die Bühne. Zu sprechen brauchte niemand. Jeder Handgriff saß. Jetzt kletterte auch der Alte auf das Floß. Und die beiden Bewacher, die sich zuletzt um Leo gekümmert hatten. Mit ihm waren sie jedoch noch nicht fertig. Auf den Bohlen lagen dünne, reißfeste Hanfstricke. Leo Genn wurde zwischen die Stangen dirigiert und mit den Stricken daran festgebunden. Sie fesselten ihm Arme und Beine, so daß er breitbeinig stehenbleiben mußte. Die Arme hatte er erhoben, bewegen konnte er sich nicht. Die Stangen waren zu fest in den Halterungen befestigt worden. Gerald McKenzie trat noch einmal dicht vor Leo Genn hin. Er schaute ihm in die Augen und sagte mit höhnischer Stimme: »Ziita wird sich freuen, dich kennenzulernen.« Nach diesen Worten drehte er sich um und gab das Zeichen. Vier Männer stießen ihre langen Ruderstangen in das Wasser, während vom Ufer her die Leine zurückgeworfen wurde. Langsam nahm das Floß Fahrt auf…

***

Wir hörten die Schritte, die sich immer mehr entfernten. Dann wurde es still.

Sekundenlang sprach niemand von uns ein Wort. Schließlich bewegte sich Suko. Ich vernahm es am Plätschern des Wassers. »Was tun wir?« fragte der Chinese.

Ich blieb ihm die Antwort nicht schuldig. »Zusehen, daß wir hier rauskommen.«

»Sie Optimist.« Das Mädchen hatte gesprochen. Die Stimme klang leise. Ich glaubte, eine gewisse Verzweiflung darin zu hören.

»Wer sind Sie?« fragte ich.

»Mein Name ist Julia de Fries. Ich bin Holländerin.«

»Und was tun Sie in dieser gottverlassenen Gegend?«

»Ich bin getrampt. Wollte einen Trip quer durch England machen. Mit einem Lkw, der in diese Gegend fuhr, habe ich den Rest des Weges zurückgelegt.«

Ich lachte auf. »Fahren auch Wagen hierher?«

»Ja«, antwortete sie. »Einmal in der Woche. Sie holen den Torf ab, der gestochen wird.«

Julia schwieg. Ich stellte Suko und mich vor. Anschließend bat ich das Mädchen, weiterzuerzählen. »Was soll ich da groß sagen, Mr. Sinclair?«

»Wie kommt es, daß man Sie festgenommen hat? Ich meine, die Leute mußten doch einen Grund haben.«

Julia de Fries lachte. »Der ist in einem Kaff wie diesem hier leicht zu finden. Ich wollte ein paar Tage bleiben und habe den Fehler gemacht, mit den männlichen Bewohnern des Ortes zu sprechen. Das haben einige alte Weiber beobachtet.«

Ich stieß einen erstaunten Ruf aus. »Frauen gibt es hier auch?«

»Natürlich, aber es sind die reinsten Giftziegen. Sie haben mich angeschwärzt und das Gerücht verbreitet, daß ich eine Hexe sei. Ich habe nur darüber gelacht. Dabei hätte ich lieber das Weite suchen sollen. Einen Tag danach war es zu spät. Da lauerten sie mir auf. Das halbe Dorf war auf den Beinen. Die Lastwagen – die einzige Verbindung zur Außenwelt – waren verschwunden, und ich stand allein gegen die Horde. Sie trieben mich in die Enge, bespien mich, hielten mir Holzkreuze vor das Gesicht, und sie wollten mich sogar steinigen. Doch im letzten Augenblick überlegten sie es sich anders. Dieser Zwerg schlug vor, die Hexenprobe zu machen. Alle waren einverstanden. Sie sperrten mich in dieses Verlies, und das weitere kennen Sie ja. Ich habe keine Hoffnung mehr.«

»Noch leben Sie«, sagte ich. »Sind Sie gefesselt?«

»Ja.«

»Und womit?«

»Komische Frage, mit Stricken natürlich.« Ich stieß einen Pfiff aus.

»Was ist denn jetzt schon wieder?« fragte sie. Ich hatte am Klang ihrer Stimme den ungefähren Standort von Julia de Fries festgestellt.

»Bleiben Sie an Ihrem Platz«, sagte ich. »Ich komme zu Ihnen.«

Langsam bewegte ich mich vor. Meine Füße plantschten durch das Wasser. Ich schob die linke Schulter ein wenig vor und stieß damit gegen etwas Weiches. Atem streifte mein Gesicht.

»Okay«, hörte ich die Stimme nicht weit von meinem Ohr weg.

Suko lachte glucksend. »Willst du flirten?«

»Das gerade nicht, aber unsere junge Mitgefangene könnte mir einen kleinen Gefallen tun.«

»Immer, wenn ich kann.«

»Können Sie Ihre Finger bewegen, Miss de Fries?«

»Ja, ein wenig. Aber sagen Sie doch Julia.«

»Okay, Julia.«

Ich erklärte ihr, daß wir mit Draht gefesselt worden waren. Draußen hatte ich bei Sukos Fesseln gesehen, wie der Draht gebunden war. Die Männer hatten ihn ein paarmal um unsere Gelenke gewunden und dann die beiden Enden zusammengedreht. Die Endstücke standen etwas auseinander. Wenn sie Suko auf diese Art und Weise gefesselt hatten, sah ich keinen Grund, warum sie das mit mir nicht auch getan haben sollten.

»Ich kann es versuchen«, sagte Julia. »Drehen Sie sich um.«

Sofort spürte ich Julias Finger an meinen Armen. Leider war unsere Körpergröße zu verschieden, und Julia wollte, daß ich in die Hocke ging.

Den Gefallen tat ich ihr gern. Jetzt kam sie besser an den Draht. Ihre Finger bewegten sich, suchten nach den beiden Endstücken, dann sagte sie: »Ich habe sie.«

»Ausgezeichnet, fangen Sie an.«

Suko meinte: »Viel Zeit werden wir nicht habe, wenn die Kerle ihren Plan durchfuhren wollen.«

»Das fürchte ich auch«, sagte Julia.

»Keine Panik«, beruhigte ich sie. »Wir werden es schon schaffen.«

Julia de Fries arbeitete unverdrossen weiter. Einmal fluchte sie lauthals, als ihr ein Fingernagel abbrach, aber sie bog die Drähte auseinander.

»Jetzt müßte es leichter gehen«, stöhnte sie, nahm eine Ende zwischen die Finger und begann zu drehen und zu winden. Dieser ganze Vorgang lief in einer nahezu gespenstischen Dunkelheit ab. Ich lauschte immer wieder, denn ich rechnete damit, daß die Männer zurückkehren würden. Vorläufig blieb alles ruhig.

»Es geht immer besser«, sagte Julia in ihrem etwas harten Englisch. »Bin ich froh, daß ich Sie getroffen habe.«

»Noch sind wir nicht frei«, bemerkte ich.

Als hätte sie nur das Stichwort gegeben, hörten wir von draußen plötzlich Stimmen und Schritte.

»Verflucht, jetzt ist es aus«, schimpfte Julia.

»Weitermachen!« zischte ich. »Es sind doch nur noch ein paar Drehungen. Wenn ich frei bin, kann ich durchbrechen und versuchen, euch rauszuholen.«

»Aber Sie sind allein«, widersprach Julia. »Mach weiter, Mädchen!«

Julia de Fries ackerte wirklich. Sie setzte alles ein, während die Stimmen und Schritte schon lauter wurden. Nur Sukos Stimme klang ruhig, als er sagte: »Wenn sie hier sind, werde ich sie ein wenig ablenken, John. Keine Sorge, du kannst dich ganz auf mich verlassen.«

»Danke.«

Mit einem ratschenden Geräusch fuhr von außen ein Schlüssel ins Türschloß. Die Kerle konnte es kaum erwarten. Ich hörte, wie sie, »Hexe, Hexe« riefen. Da flog die Tür auf.

Im selben Moment hatte ich die Hände frei. Zwar hing der Draht noch an einem Finger, doch das störte mich nicht. Das Blut schoß in meine Gelenke. Ich unterdrückte den Schmerz und stellte mich so auf, daß die Männer annehmen mußten, ich wäre noch gefesselt.

Fackelschein blendete uns, so daß ich die Kerle nicht zählen konnte, die das Verlies betraten.

Ich hörte aber die Stimme des Bürgermeisters. »Kommt her!« Darauf hatte Suko gewartet. Er setzte sich in Bewegung. Langsam, als wäre nichts geschehen. Ich hielt den Atem an.

Neben mir zitterte Julia de Fries. Ich hörte sogar das Klappern ihrer Zähne. Bestimmt bebte sie nicht nur vor Kälte. Suko stand vor den Männern.

»Geh raus!« befahl der Zwerg. »Na los! Ihr werdet mit dieser verdammten Hexe sterben. Wir haben es beschlossen!«

Da explodierte der Chinese. Sein Angriff erfolgte für alle überraschend, sogar für mich, denn ich wunderte mich immer wieder über Sukos Reflexe.

Seine Beine peitschten nach links und rechts weg. Die Kerle sahen wohl die Füße, konnten aber nicht mehr rechtzeitig reagieren. Sukos Tritte trafen voll. Dann aber war es aus mit der Herrlichkeit, denn Suko stürzte zu Boden, da es auch für einen Kämpfer wie ihn unmöglich war, das Gleichgewicht mit gefesselten Händen zu halten. In diesem Augenblick griff ich ein.

Wie eine Rakete schoß ich vor. Keiner der Eindringlinge hatte mit meinem Eingreifen gerechnet, und so überraschte mein Angriff sie ebenso wie der Sukos.

Ich nahm die Fäuste.

Zweimal traf ich knallhart, setzte die Schläge in die blassen Ovale der Gesichter und hatte die erste Hürde genommen. Die zweite bestand aus vier Männern. Nein, aus fünf, wenn ich den Zwerg mitzählte. Er geiferte und schrie seine Leute an, damit sie mich fertigmachten.

Die vier Kerle stürzten sich auf mich, und das alles in dem kleinen und engen Kellerflur. Ein mörderischer Kampf entbrannte.

Ich schnappte mir den Bürgermeister, riß ihn hoch und schleuderte ihn gegen die Angreifer. Zwei von ihnen warf der Zwerg um. Doch die anderen beiden stürzten sich auf mich. Sie droschen mit den Fackeln zu.

Unter dem ersten Hieb tauchte ich weg, und die Fackel zog über meinem Kopf einen feurigen Kreis. Die zweite jedoch traf mich an der linken Schulter. Funken sprühten auf, und ich roch verbrannten Stoff. Blitzschnell winkelte ich meinen rechten Arm an und rammte ihn hoch.

Der Ellbogen traf den Angreifer voll am Kinn. Der Kerl gurgelte auf, warf beide Arme hoch, verlor dabei die Fackel und fiel nach hinten auf die Treppe. Ich hechtete vor, packte die Fackel und kreiselte damit herum. Die Zeit mußte ich mir einfach nehmen, denn mit zwei gezielten Schlägen konnte ich mir die nächsten Angreifer vom Hals halten. Schreiend wichen sie zurück.

Der nächste griff an und rannte voll in meinen Tritt. Keuchend fiel er zu Boden.

Dann gab es nur noch eins für mich. Weg von hier.

Ich warf mich herum und jagte die Stufen hoch. Nahm dabei zwei auf einmal und stand schon Sekunden später im Freien. Dann fiel mir, meine Waffe ein. Innerhalb von Sekundenbruchteilen entstand der Plan. Ich wollte Suko und Julia de Fries nicht im Stich lassen.

Blitzschnell wandte ich mich nach rechts, zog die Beretta und preßte mich neben der Tür an die Mauer. Aus dem Haus hörte ich das Geschrei der Verfolger. Da waren sie auch schon.

Wie ein Rudel hungriger Wölfe stürmten sie aus der schmalen Tür. Sie behinderten sich dabei gegenseitig, so daß der zwergenhafte Bürgermeister es eigentlich am einfachsten hatte, weil er so klein war.

Und ihn schnappte ich mir.

Er kam nicht mehr dazu, Luft zu holen. Mein rechter Arm schoß vor, und einen Atemzug später hatte ich den Knaben am Wickel. Hart riß ich ihn zu mir heran.

Die anderen Kerle waren so damit beschäftigt, sich auf den Beinen zu halten, weil in der Türenge gestoßen und gedrückt wurde, daß sie erst aufmerksam wurden, als meine schneidige Stimme durch die Gasse hallte.

»Bleibt stehen, oder eurem Bürgermeister ergeht es schlecht!« Sie stoppten tatsächlich.

Drei von ihnen waren in die Gasse gelaufen. Einer hielt eine Fackel, die beiden anderen trugen Knüppel. Jetzt starrten sie mich und ihren Bürgermeister an wie die Ölgötzen.

Ich lächelte kalt. »So ist es richtig, Freunde«, sagte ich. »Weg mit den

Knüppeln.«
Die Stöcke fielen, als bestünden sie aus heißem Eisen.
»So ist es schon besser«, lobte ich sie.
Der Bürgermeister zitterte. »Tut, was er verlangt«, flehte er, »bitte…«
Der Zwerg befand sich wirklich nicht in einer beneidenswerten Lage. Er hing so in meinem Griff, daß er gerade noch mit den Zehenspitzen den Boden berührte.
Mit dem linken Arm hielt ich ihn umklammert. An der rechten Schläfe spürte er die kalte Mündung meiner mit Silberkugeln geladenen Beretta. Ich warf einen raschen Blick nach links. In der Tür drängten sich weitere Gegner. Sie trauten sich aber nicht näher heran. Auch sah ich die Gesichter von Julia de Fries und Suko.
»Kommt nur her!« befahl ich. »Los, beeilt euch. Ich habe keine Lust zu diskutieren. Es muß gehandelt werden. Aber rasch.«
Sie drängten Suko und das Mädchen vor.
Ich nickte zufrieden.
Der Bürgermeister wiederholte seinen Appell. »Tut, was er sagt!« Er hatte eine panische Angst um sein Leben. Obwohl er andere in den Tod schickte, hatte er selbst mehr Angst als Vaterlandsliebe, wenn es hart auf hart ging.
Julia de Fries und Suko waren noch immer gefesselt. Der Chinese blinzelte mir zu. Julia lächelte sogar ein wenig.
»Und jetzt löst den beiden die Fesseln!« befahl ich. »Aber ein bißchen plötzlich. Ich habe keine Lust, hier festzuwachsen.«
Zwei Männer setzten sich daraufhin in Bewegung und schritten auf die Gefangenen zu.
Der Zwerg hatte wieder Mut gefaßt. Er keifte los. »Ihr schafft es nicht! Ihr kommt nicht weg! Wir werden euch hetzen, in den Sumpf treiben oder euch von den Bluthunden zerfleischen lassen!«
»Halt deine Klappe, Kleiner«, sagte ich lakonisch.
»John!«
Sukos Schrei alarmierte mich.
Leider zu spät.
Zudem hatte ich im Rücken keine Augen, und deshalb konnte mir einer der Kerle mit voller Wucht in den Nacken springen…

***

Er hatte sich von oben fallen lassen, aus dem ersten Stock. Der Zwerg und ich wurden zu Boden gerissen, und im ersten Moment hatte ich das Gefühl, die Welt würde untergehen. Ich wußte nicht, wo oben und unten war, spürte nur den mörderischen Aufprall und verlor die Übersicht. Der Zwerg zappelte noch in meinem Griff, doch mit einem Ruck konnte er sich befreien. Er zeterte und schrie, während ich versuchte, mich unter dem schweren Körper wegzuwälzen. Zum Glück

hatte ich mir nichts gebrochen; manchmal ist es doch gut, wenn man einen durchtrainierten Körper hat. Jemand trat mir auf die Hand. Ich schrie auf und ließ die Pistole fallen.
Dann sah ich dicht vor mir das Gesicht des Kerls, der mich angesprungen hatte.
Es war der Mann mit dem Blutschwamm an der Wange. Er wollte mich umbringen.
Dazwischen vernahm ich die Schreie und Sukos Kampfrufe. Klar, daß mein Freund sich wehrte. Ebenso wie ich.
Ich riß eine Faust hoch, traf das Gesicht und winkelte gleichzeitig mein rechtes Knie an.
Jetzt konnte ich den Kerl von mir schleudern. Er fiel nach hinten, aber sofort waren die anderen da, um sich auf mich zu stürzen. Sie handelten blitzschnell.
Ich schnellte halb hoch, stieß meinen Kopf vor, traf etwas Weiches, hörte ein ersticktes Röcheln und hatte für einen Augenblick freie Bahn. »Hau ab, John!« schrie Suko. Das war wirklich das Beste, was ich tun konnte. Den nächsten Gegner fegte ich mit einem linken Haken von den Beinen, drehte mich noch einmal, wehrte einen hinterhältigen Schlag mit der Fackel ab und sah aus den Augenwinkeln, wie Suko zu Boden ging. Im selben Moment wurde das Mädchen gegen die Hauswand geschleudert. Dann war ich durch. Ich spurtete los.
So schnell ich konnte, rannte ich die schmale Gasse zurück zum Marktplatz, wo mein Bentley parkte.
Hinter mir hörte ich die schrillen Pfiffe und das Schreien des Bürgermeisters. »Die Bluthunde. Laßt die Hunde los!«

***

»Ich will nicht sterben!« brüllte Leo Genn. »Ich will nicht…!«
Sein Ruf wurden zwar gehört, doch niemand kümmerte sich darum. Nicht Gerald McKenzie und auch nicht die vier Männer, die das Floß steuerten.
Für sie war Leo Genn bereits so gut wie tot.
Schräg hing er in seinen Fesseln. Er zerrte und riß, doch die Hanfstricke saßen so fest, daß sie nicht einmal rutschten. Sie waren genäßt worden, und während sie jetzt trockneten, zogen sie sich enger zusammen.
Zudem hielten die Stangen in den Halterungen, so daß dem armen Kerl nichts half.
Ruhig fuhr das Floß über die graugrünen Fluten. Manchmal schäumte Wasser über, wenn sie zu schnell über einen kleinen Strudel hinweg schwammen. Dann schwankte das Floß auch, doch die Männer am Ruder waren Profis. Sie brachten es immer wieder unter Kontrolle.

Gerald McKenzie stand steif wie eine Statue vorn auf dem Floß.
Sein Blick glitt über das brausende Wasser hinweg. Er war in die Dunkelheit gerichtet, als suche er dort etwas.
So weit von der Hand zu weisen war dieser Vergleich nicht, denn Gerald McKenzie suchte in der Tat etwas.
Den Hinweis, den Tip, das Zeichen.
Von ihr, von Ziita…
Ziita – das war eine böse Legende, ein Alptraum, ein gräßliches Hexenungeheuer. Ziita wollte wiederkommen und blutigen Terror verbreiten, wie sie es bereits vor Hunderten von Jahren getan hatte. Ziita mußte besänftigt werden. Sie durfte nicht von ihrer Insel weg, denn wenn sie es schaffte, wurde der Leidensweg noch größer.
Und grausamer…
Gerald McKenzie wußte dies.
Er hatte Ziita kennengelernt, damals, vor ihrer Verbannung.
Da hatte er schon mit ihr gekämpft und war immer Sieger geblieben.
Doch Ziita setzte zum Gegenschlag an. Sie wollte wiederkommen, zurückkehren. Und das mußte vermieden werden. Deshalb wurde Ziita besänftigt. Durch Menschen… Wie jetzt durch Leo Genn.
Nicht nur er hatte sich um das Buch der grausamen Träume gekümmert. Im Laufe der Jahre waren einige Männer zusammengekommen, die davon gehört hatten und das Buch an sich nehmen wollten. Sie alle waren Zütas Opfer geworden. Zudem hatte Ziita wohl selbst kein Interesse daran, daß das Buch in falsche Hände geriet. Sie hatte sogar zum Schutz ihre Wassermonster abgestellt, diese schleimigen Wesen, die eine Schwarze Magie am Leben hielt.
Die Monster waren es auch, die neben dem dahintreibenden Floß auftauchten.
Ihre unförmigen Köpfe durchbrachen die Oberfläche des Flusses. Pranken faßten nach den Bohlen, stützten sich auf, und die Wesen schwangen sich auf das Floß.
Die vier Ruderer erschraken nicht. Auch nicht Gerald McKenzie. Nur Leo Genn riß die Augen weit auf und starrte den schleimigen Wasserwesen entgegen.
Seine Angst nahm noch zu. Leo hatte miterlebt, wie diese Monster mit ihm fertig geworden waren, und er wußte, daß er ihnen nichts entgegenzusetzen hatte.
Seine Lippen zitterten, Kälteschauer jagten über seinen Körper, die sich mit Hitzewellen ablösten. Doch die Monster kümmerten sich nicht um ihn. Sie stellten sich so auf, daß sie den alten Gerald McKenzie einrahmten. Und so blieben sie stehen. Bis das Licht in Sicht kam.
Es war nur ein rotes Glosen, doch es wirkte in der Dunkelheit wie das Zeichen eines Leuchtturms vor der Küste. Die vier Ruderer wußten, wie sie ihr Floß zu steuern hatten. Zütas Reich war nahe.

Das Wasser wurde flacher, die Strömung aber stärker. Schlamm und Schlick, von den unterirdischen Kreiseln aufgewühlt, trieben der Oberfläche entgegen. Wenig später schabten die Bohlen über den Grund. Sand rieb gegen das Holz, Wellen schäumten über, und im nächsten Augenblick lief das Floß auf.

Es gab einen Ruck, dann lag das Floß still.

Die Monster und zwei Ruderer verließen das primitive Floß.

Leo Genn konnte nur ahnen, was die beiden Männer taten. Er nahm aber an, daß sie ihr Floß vertäuten.

Das Licht schien in der Luft zu hängen. Es ähnelte einem Kreis, der an den Rändern langsam zerlief.

Gerald McKenzie drehte sich um und winkte den beiden zurückgebliebenen Ruderern.

Sie wußten Bescheid.

Beide schritten sie auf Leo Genn zu und schnitten seine Fesseln durch.

Dies geschah so schnell, daß Leo Genn sich nicht mehr fangen konnte und nach vorn fiel.

Niemand fing ihn auf. Er knallte auf die Bohlen. Ein Holzsplitter riß ihm die Haut am Kinn auf.

Die Männer bückten sich und zogen ihn hoch.

Schlaff hing Leo Genn in Ihrem Griff. Seine Widerstandskraft war gebrochen. Er konnte nicht mehr, war erledigt, am Ende…

Sie schleiften ihn über das Floß.

Unbeweglich stand der alte Gerald McKenzie und schaute zu, was seine Helfer taten. Er übersah die flehenden Blicke, die ihm Leo Genn zuwarf. Dieser Mann hatte sich sein Schicksal selbst zuzuschreiben. So und nicht anders sah es McKenzie.

Genn und seine beiden Bewacher betraten die Insel mitten im Fluß. Der faulige Geruch hatte sich verstärkt. Zum erstenmal sah Genn seine Umgebung.

Verfilztes Unterholz, kniehohes Gras und morsche Bäume mit traurig nach unten geneigten Ästen und Zweigen bildeten ein fast undurchdringliches Wirrwarr. Das Licht strahlte irgendwo im Dickicht auf und wurde auch von der Vegetation nicht gestoppt. Der Inselboden war weich. Überall sammelte sich Wasser. In der Nähe gluckste und schmatzte es. Wieder ertönte der Schrei des Käuzchens.

Leo Genn zuckte zusammen. Die Melodie des Totenvogels hatte er am Anfang gehört und jetzt am Ende. Sie würde ihn ins Jenseits begleiten.

Nebelfetzen schwangen vom Wasser her wie Schleier auf das kleine Eiland und legten sich gespinstgleich zwischen Zweige und Äste.

Leo Genn sah keine Fluchtmöglichkeit durch dieses Dickicht, aber er war nicht überrascht, als seine beiden Bewacher einen kaum

erkennbaren Pfad betraten, der in diesen grünen Dschungel hineinführte.

Der Pfad war schmal. Die Bäume links und rechts wuchsen über ihm zusammen und bildeten ein nahezu undurchdringliches grünes Dach.

Man konnte das Gefühl haben, mitten im brasilianischen Dschungel zu sein, nicht aber in Europa. Rücksichtslos zogen die Bewacher Leo Genn weiter. Sie kümmerten sich nicht darum, daß er hin und wieder hängenblieb. Dornen und widerspenstige Zweige griffen nach seiner Kleidung, zerrten daran und rissen Fetzen aus dem Stoff. Gerald McKenzie ging hinter ihm.

Der Alte hielt sich aufrecht. Sein Mund wirkte in dem unbewegten Gesicht wie ein schmaler Strich. Nur die Augen funkelten in einem seltsamen Glanz. Urplötzlich war der Pfad zu Ende. Eine kleine Lichtung lag vor den Ankömmlingen. Und hier gloste das rote Licht.

Wie eine Sonne stand es über einer, aus Blättern und Schilf gefertigten Hütte, die den Mittelpunkt der Lichtung bildete. Selbst die Eingangstür bestand nicht aus Holz, sondern aus Schilfrohr. Der Eingang wurde bewacht. Zu beiden Seiten standen zwei Wassermonster. Man mußte schon genau hinsehen, um sie zu erkennen, denn ihre Körper verschmolzen mit dem dunklen Grün der Umgebung. Die Bewacher stoppten.

Zwangsläufig blieb auch Leo Genn stehen. Er wäre zusammengesackt, hätten ihn die starken Arme der Männer nicht gehalten. So sehr war er am Ende seiner Kraft. Gerald McKenzie ging vor.

Niemand hielt ihn auf, als er die Tür der Hütte aufzog. Er duckte sich und trat ein. Es wurde still auf der Lichtung.

Selbst die Tiere des Moors schienen den Atem anzuhalten. Als wüßten sie, daß bald etwas Schreckliches geschehen würde. Nach einer Weile kehrte Gerald McKenzie zurück. Er blieb vor der Tür stehen.

Das rote Licht umhüllte seine Gestalt. Der Alte nickte.

Die beiden Bewacher zogen Leo Genn vor. Wieder schleiften die Füße des Mannes über den Boden und hinterließen tiefe Spuren im feuchten Untergrund. McKenzie trat zur Seite.

Leo Genn wollte etwas sagen, den Alten um Gnade bitten, doch McKenzie schaute an ihm vorbei.

Die Männer stießen ihn in die Hütte hinein. Leo Genn stolperte über die Schwelle, konnte sich aber fangen und blieb auf den Beinen.

Er hob den Blick.

Plötzlich wurden seine Augen groß. Er sah Ziita vor sich, schüttelte den Kopf. Im nächsten Augenblick begann Genn wie wahnsinnig zu schreien…

***

Ich jagte über das holprige Pflaster der schmalen Gasse wie ein Sprinter. Für mich wurde es ein Wettlauf mit der Zeit, denn ich mußte meinen Wagen erreichen, wenn ich noch etwas retten wollte.

Dort nämlich lag mein Koffer mit all den Waffen, die für eine erfolgreiche Bekämpfung der Dämonen unerläßlich waren.

Aber konnte ich es packen?

Die Pfiffe hatten eigentlich genug gesagt. Es schien in diesem Dorf ähnlich zu sein wie bei den Londoner Polizisten. Auch sie verständigten sich durch Pfiffe, wenn sie einen Gesetzesbrecher jagten, und der Mann sieht sich dann urplötzlich von mehreren Polizisten eingekreist.

Ich hoffte nur, daß es mir nicht ähnlich erging.

Unendlich lang erschien mir diese Gasse. Hinter mir vernahm ich das Schreien der Verfolger. Besonders das keifende Organ des Bürgermeisters war deutlich herauszuhören.

Ich rannte noch schneller.

Intervallartig pustete ich den Atem als Nebelwolken aus. Die kalte, feuchte Luft drang mir schmerzhaft in die Lungen, während meine Beine wie ein Uhrwerk arbeiteten.

Dann sah ich den Platz – und meinen Wagen.

Er stand verlassen da. Niemand hielt sich in seiner Nähe auf oder machte sich daran zu schaffen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen.

Wie ein Irrwisch stürmte ich auf den Platz und sprintete auf den Bentley zu. Dann sah ich die Männer. Sie kamen aus den Seitengassen, bewaffnet mit Knüppeln, Äxten und Spaten. Die Pfiffe hatten sie alarmiert. Die Verfolgungsjagd auf mich war in vollem Gange.

Doch was mich am meisten erschreckte, waren die Bluthunde, die sie mit sich führten. Die Köter hechelten und knurrten, zerrten wild an den Leinen und waren kaum zu bändigen.

Welche Chance blieb mir noch?

An den Koffer konnte ich nicht mehr heran, dazu reichte die Zeit nicht. Auf einen Kampf konnte ich mich auch nicht einlassen. Die Übermacht war zu stark, und wenn man mich überwältigte, dann waren auch Suko und Julia de Fries verloren. Es gab nur noch einen Ausweg. Die Flucht.

Ich stoppte mitten im Lauf, schaute mich gehetzt um und sah einen schmalen Spalt zwischen zwei windschiefen Häusern. Ihn mußte ich erreichen. Ich rannte los. Die Bluthunde bellten wütend. Sie rissen noch stärker an den Leinen. Drohungen schallten über den Platz. Einige Leute warfen Steine. Einer traf mich schmerzhaft im Rücken, die anderen flogen zum Glück an mir vorbei. Dann ließen sie die Hunde los.

Ich sah es nicht, hörte es jedoch an dem triumphierenden Heulen der

abgerichteten Bestien.

Im selben Augenblick tauchte ich in die schmale Gasse ein. Es war stockfinster. Ich sah kaum die Hand vor Augen und stolperte prompt über ein am Boden liegendes Hindernis. Durch meinen Fuß zuckte ein irrsinniger Schmerz. Ich taumelte nach vorn, hatte jedoch das Glück, mich noch fangen zu können. Mein Ellbogen schrammte an der Hauswand entlang, und das bewahrte mich vor einem Fall. Das Hecheln war plötzlich nah. Der erste Bluthund. Ich kreiselte herum. Gelbe Augen funkelten mich an. Und dann sprang die Bestie.

Es war eine Dogge. Der helle Körper schnellte genau auf mich zu. In den Sekundenbruchteilen, die mir vor dem Zusammenprall blieben, entwickelte ich gedankenschnell meinen Abwehrplan. Ich ballte die Hand, und dann flog meine Faust vor. Sie wühlte sich in etwas Weiches. Ein widerliches Jaulen erklang, denn ich hatte genau die Nase der Dogge getroffen. Und dort sind die Tiere sehr empfindlich.

Ich habe nichts gegen Hunde, aber diese Bestien konnte man nicht mit normalen Maßstäben messen. Sie waren auf den Mann dressiert worden, und zwar so, daß sie auch töteten. Die Dogge brach jaulend zusammen, winselte und krümmte sich am Boden.

Doch schon war der zweite Hund da. Diesmal konnte ich nicht so schnell reagieren. Der Körper klatschte wuchtig gegen mich und warf mich um.

Soeben noch riß ich meinen Arm hoch, so daß die Fangzähne nicht in meinen Hals schlugen.

Die Dogge hockte auf mir. Ich spürte ihren heißen Raubtieratem, sah die gebleckten Zähne dicht vor meinem Gesicht, und in mir stieg eine unheimliche Angst hoch.

Noch konnte ich den Kopf zurückdrücken, aber das Tier bewegte sich, suchte eine neue Angriffsposition. Ich kam dem Hund zuvor. Mein angewinkeltes und vorschnellendes Knie stieß die Bestie zur Seite. Der Köter jaulte, war aber sofort wieder auf den Beinen. Genau wie ich. Der Bluthund sprang.

Meine Handkante zuckte ihm entgegen. Sie war zur Sichel gekrümmt.

Ich schlug zu, wie ich es im Ausbildungscamp gelernt hatte. Und ich traf genau.

Es gab ein dumpfes Geräusch, als meine Hand gegen den Nacken des Bluthunds prallte. Der Köter winselte, sein Angriff wurde mitten im Flug gestoppt, dann brach er zusammen. Er fiel auf seinen Artgenossen, der immer noch mit seiner malträtierten Schnauze zu tun hatte und nicht mehr an eine Verfolgung dachte. Der Kampf hatte nicht länger als eine halbe Minute gedauert. Eine Zeit, die den ersten Verfolgern reichte, um in die Gasse zu gelangen.

Viele Hunde sind des Hasen Tod, heißt das Sprichwort. Wenn ich mich nicht packen lassen wollte, mußte ich Fersengeld geben.

Jemand warf eine Eisenstange.

Ich sah dieses hinterlistig geschleuderte Ding im letzten Augenblick und zog den Kopf ein.

Die Stange wirbelte einige Male um ihre eigene Achse, ratschte an der Hauswand entlang, so daß Funken aufsprühten, klirrte vor mir zu Boden.

Ich rannte weiter.

Die Gasse führte in einen schmalen Hof. Eine Steinmauer schloß ihn ab. Doch dicht vor der Mauer stand ein alter Karren.

Diese Hilfe kam mir sehr gelegen. Ich sprang auf den Karren, und ein nächster Sprung brachte meine Hände an die Mauerkante, wo ich mich eisern festhielt.

Ein Klimmzug, und ich war oben.

Hinter mir tobte die Meute in den Hof.

Drei weitere Bluthunde führten sie an. Die beiden ersten Köter setzten zum Sprung an, schafften die Mauer jedoch nicht beim ersten Anlauf, sondern klatschten dagegen.

Auf der anderen Seite sprang ich ins Ungewisse.

Ich landete weich und mit beiden Füßen in einem Kohlbeet.

Sofort raffte ich mich auf und hetzte weiter.

Nach wenigen Schritten tauchte ein brüchiger Holzzaun vor mir auf. Ich durchbrach ihn wie ein Bulldozer.

Weiter, nur weiter!

Vor mir lag eine Wiese. Schlamm- und Wasserpfützen hatten den Boden in eine Rutschbahn verwandelt, so daß ich achtgeben mußte, nicht hinzufallen.

Hinter mir bellten die Hunde.

Wenn sie es geschafft hatten, die Mauer zu überwinden, dann waren sie schneller als ich. Und ob es mir noch einmal gelang, die Bestien zu besiegen, stand in den Sternen.

Mir fehlte ein Versteck. Aber wo sollte ich mich verbergen?

Als ich das Ende der Wiese erreicht hatte, hörte ich das Rauschen. Der Fluß!

Er erschien mir wie ein Rettungsring. Wenn es mir gelang, im Wasser zu verschwinden, dann verloren die Hunde meine Spur. Eine andere Möglichkeit sah ich nicht.

Der Fluß blieb die einzige Hoffnung, denn die Fluchtwege zu den anderen drei Seiten waren mir versperrt. Dort lag der Sumpf mit all seiner Heimtücke. Und den Weg, den wir mit dem Wagen gekommen waren, fand ich in der Dunkelheit bestimmt nicht.

Das Gelände wurde abschüssig. Ich konnte mich nicht mehr halten, fiel hin und rutschte auf dem Hosenboden weiter. Erst ein Buschgürtel hielt mich auf.

Mit der rechten Hand griff ich nach einigen starken Zweigen und zog

mich daran hoch.

Kaum stand ich auf den Beinen, als ich hinter mir die bekannten Geräusche vernahm. Hecheln und Knurren. Die Hunde waren da.

Ich kreiselte herum und sah den gestreckten Körper auf mich zuschnellen.

Blitzschnell steppte ich zur Seite. Der Bluthund verfehlte mich, krachte in ein Gebüsch und jaulte auf, weil Dornen in sein Fell stachen. Er versuchte, sich mit wilden Bewegungen zu befreien. Er hatte erst einmal mit sich selbst zu tun, so daß ich mich um den zweiten Köter kümmern konnte.

Breitbeinig stand er vor mir. Er war ein schönes Tier, aber er wollte mich töten, und ich konnte ebensowenig Rücksicht nehmen wie er. Weit hatte er sein Maul aufgerissen. Die Zunge hing ihm aus dem Rachen, die Zähne blitzten, und schaumiger Speichel tropfte von seinem Maul zu Boden.

Der Bluthund zögerte noch, mich anzuspringen. Sicherlich spürte er mit seinem Instinkt, daß ich nicht so leicht zu besiegen war, sondern mich sehr gut wehren konnte. Ich aber konnte mich nicht auf eine lange Hinhaltetaktik einlassen, denn von der Wiese her hörte ich bereits die Stimmen und das Geschrei der Verfolger.

Der Hund mußte angreifen.

Ich reizte ihn, indem ich eine schnelle Bewegung machte.

Da sprang die Bestie.

Es war ein schauriges Bild, wie der Körper auf mich zuflog. Ich mußte allen Mut zusammennehmen, um stehenzubleiben.

Hart schlug ich zu.

Trotzdem prallte der Hund noch gegen mich. Aber gleichzeitig ließ ich die linke Hand nach unten sausen.

Der Köter zitterte, jaulte und blieb liegen.

Ich hatte ihn geschafft.

Mit dem Handrücken wischte ich mir den Schweiß von der Stirn. Da peitschte der Schuß. Einer meiner Verfolger mußte ein Gewehr aufgetrieben haben, und die Kugel lag nicht schlecht. Sie jaulte etwa einen Yard an meiner Schulter vorbei und klatschte ins Wasser.

Für mich war dies so etwas wie ein Zeichen. Bevor sich der andere Bluthund aus dem Gebüsch befreit hatte, nahm ich einen Anlauf bis dicht an das Ufer, gab mir Schwung, stieß mich ab und tauchte zwei Atemzüge später in das eiskalte Wasser…

***

Sie hatten Suko regelrecht zusammengeschlagen! Verkrümmt lag der Chinese auf dem feuchten Pflaster. Er hatte seinen Kopf in die angewinkelten Arme gelegt, doch nicht ein Schlag prasselte mehr auf ihn nieder. Es hatte auch so gereicht.

Julia de Fries war es auch nicht gut ergangen. Diese Männer hatten nur wenig Rücksicht darauf genommen, daß sie eine Frau war. Außerdem wurde sie ja für eine Hexe gehalten. Julia kauerte an einer Hausmauer, hatte den Kopf gesenkt und weinte. Suko hörte das Jammern. Er legte sich anders hin, so daß er das Mädchen anschauen konnte. Es war für ihn eine Qual, die gefesselten Hände zu bewegen, denn die verdammten Drähte hatten die Haut über den Gelenken schon aufgescheuert.

Julias und Sukos Blicke trafen sich. Der Chinese sah die Hoffnungslosigkeit in den Augen des Mädchens und versuchte zu lächeln. Es wurde nur eine Grimasse, da auch Sukos Gesicht einiges abbekommen hatte und einige blaue Flecken auswies.

»John wird es schon schaffen«, sagte er.

Der Bürgermeister hatte die Worte gehört und trat näher. Haßerfüllt schaute er auf Suko hinunter. »Nichts wird er schaffen – nichts!« zischelte er. »Die Bluthunde werden ihn zerreißen!«

Wie auf Kommando erscholl in der Ferne ein heiseres Kläffen, und der Zwerg lachte bösartig.

»Noch haben sie ihn nicht!« keuchte Suko.

»Aber bald!« Der Bürgermeister drehte sich abrupt um und verschwand in einem Haus. Vier andere Aufpasser blieben zurück.

Die Zeit verging. Keiner dachte daran, Suko oder das durchfrorene Mädchen in eines der Häuser zu schaffen. Sie ließen die beiden kurzerhand liegen. Dann aber vernahmen sie laute Stimmen. Die Verfolger kehrten zurück.

Und sofort rannte der Bürgermeister aus dem Haus. Die Männer tauchten zu beiden Seiten der Gasse auf. Von den Bluthunden fehlten zwei. Die Stimmung der Männer war nicht die beste. Sie stießen finstere Drohungen aus, und Suko erkannte recht schnell, daß die Kerle mit ihrer Hetzjagd keinen Erfolg gehabt hatten. Innerlich mußte er grinsen.

Der Bürgermeister lief der Gruppe wild gestikulierend entgegen. »Was ist?« keifte er. »Habt ihr ihn? Oder haben die Hunde ihn zerfetzt?«

Der Kerl mit dem Blutschwamm gab die Antwort. »Nichts von dem«, erwiderte er. »Der Hundesohn ist entkommen!«

»Was?« Der Zwerg wankte einen Schritt zurück. Sein Mund blieb vor Überraschung offen, und seine Augen weiteten sich entsetzt. Dann aber verzerrten Haß und Wut sein Gesicht. Er stampfte mit dem Fuß auf wie Rumpelstilzchen in dem Märchen der Gebrüder Grimm. »Das ist doch nicht möglich. Das gibt es nicht. Wie kann ein Kerl, der die Gegend hier nicht kennt, entkommen? Er wird im Sumpf verrecken, wenn er…« Die Stimme des Bürgermeisters überschlug sich, und er verstummte, weil er Luft holen mußte.

»Der Kerl ist in den Fluß gesprungen«, erklärte der Mann mit dem Blutschwamm. »Wir haben zwei Hunde verloren. Er hat sie getötet. Mit seinen Händen.«

»Dann ist er ein Teufel!« keuchte der Zwerg, doch plötzlich hellte sich sein Gesicht auf. »Wohin, sagst du, ist er gesprungen? In den Fluß?«

»Ja.«

Der Zwerg kicherte. »Dann ist er verloren, Golo. Die Strömung treibt ihn in die Falle.«

Hastig schaute der Bürgermeister auf seine Uhr. »Wir werden uns beeilen müssen. Dieser Typ aus London gehört zu denen, die ihre Freunde nicht im Stich lassen. Wir werden die Hexenprobe sowieso in der Nähe der Insel und am Flußufer durchfuhren. Da wird er uns automatisch in die Falle laufen.« Der Zwerg wandte sich an Suko. »Wie heißt dein Freund eigentlich? Ich habe den Namen wieder vergessen.«

»John Sinclair. Merke dir den Namen gut.«

»Das hätte ich dir auch sagen können«, meinte Golo, der Kerl mit dem Blutschwamm.

Der Zwerg winkte ab. »Freunde, dieser Sinclair weiß nicht, mit wem er sich eingelassen hat. Er ist jetzt schon so gut wie verloren!« Kichernd rieb sich der Bürgermeister die Hände, während die anderen Männer Suko und das Mädchen hochhievten.

***

Das rote Licht strahlte durch das Schilfdach und füllte das Innere der Hütte völlig aus. Leo Genn war geschockt.

Deutlich sah er, was die anderen mit Ziita gemeint hatten. Ziita war eine Steinfigur. Sie hatte ein menschliches Aussehen, einen normalen Körper, den der Bildhauer mit sanften Rundungen versehen hatte. Nur das Gesicht war eine Fratze. Gräßlich verzerrt, voller Abscheu und Haß.

Es strahlte eine solche Gemeinheit aus, daß Leo Genn meinte, diese Figur würde leben. Vielleicht half auch der rote Schein mit, diesen Eindruck zu erwecken.

Das war es jedoch nicht, was Leo Genn so schockte. Auch nicht die sieben Arme, die diese Hexe hatte und die an Kali, die indische Göttin, erinnerten. Es waren die Köpfe.

Sechs Männerköpfe lagen auf den geöffneten Handtellern der makabren Steinfigur. Eine Hand war noch leer. Leo Genn brauchte nicht lange zu raten, welcher Kopf bald darauf liegen würde.

Sein Schreien brach ab. Plötzlich spielte sein Kreislauf nicht mehr mit; das Bild der Statue verschwamm vor seinen Augen, und der bärtige Mann brach in die Knie.

Schluchzend und keuchend blieb er liegen, während hinter ihm der alte Gerald McKenzie die Hütte betrat. McKenzie warf Genn nur einen knappen Blick zu und stieg über den Mann hinweg. Zwei Schritte vor Ziita blieb er stehen. Er hatte keine Angst, denn er war diesen Anblick längst gewöhnt. Und er sprach mit dem steinernen Hexenstandbild. »Ich habe dir den letzten Mann gebracht, der dir noch fehlte. Willst du uns nun in Ruhe lassen?«

Die Worte tropften dem Standbild entgegen. Es rührte sich nicht, dann aber öffnete sich der Mund. Stöhnlaute drangen daraus hervor. »Ja, ich sehe, daß du mir das Opfer Nummer sieben gebracht hast. Doch in Ruhe lassen werde ich dieses Dorf nicht. Denkt daran, was eure Vorfahren mit mir angestellt haben. Sie waren es, die den Fluch aussprachen, so daß ich zu Stein wurde. Dafür will ich meine Rache und meine Genugtuung.«

»Aber ich habe dir die Opfer gebrachte«, erwiderte der Alte.

»Nicht genug.«

Gerald McKenzie atmete tief ein. »Was willst du denn noch, Ziita?«

Das Standbild gab nicht sofort Auskunft, sondern redete erst einmal um den heißen Brei herum. »Du weißt, daß ich, wenn die sieben Köpfe vollständig sind, um Mitternacht zu meinem früheren Leben erwachen werde. Dann werden auch meine beiden Begleiter wieder ihre wahre Gestalt annehmen. Ich kehre zurück in die Dimensionen der Finsternis, um mir dort einen sicheren Platz zu verschaffen. Aber ich will nicht mit leeren Händen erscheinen. Ich brauche etwas, um den anderen zu beweisen, wie mächtig ich bin. Hast du mich verstanden, Alter?«

»Ja«, flüsterte Gerald McKenzie. »Was willst du von uns haben, Ziita?«

Das Standbild stieß ein krächzendes Lachen aus, und McKenzie glaubte, daß sich dabei sogar die sieben Arme bewegten. »Ich will von dir das Buch der grausamen Träume.«

Jetzt war es heraus, und Gerald McKenzie traf der Schock seines Lebens.

»Niemals!« keuchte er. »Nie im Leben gebe ich dir das Buch!«

Die Hexe kicherte. »Dann wird der Terror nie aufhören. Wenn du mir das Buch nicht überläßt, rotte ich das gesamte Dorf aus. Ihr werdet alle im Sumpf versinken, denn ich habe vor, mich mit den mächtigen Naturgeistern zu verbünden, und die gehen sicherlich gern auf meine Wünsche ein. Nun, Alter?«

McKenzie schüttelte den Kopf. »Das – das kann ich nicht machen. Ich darf das Buch nicht aus den Händen geben. Du weißt selbst, daß man es mir als eine Art Treuhänder überlassen hat. Es ist unmöglich. Außerdem würde ich sterben.«

»Ist das so schlimm?« höhnte die steinerne Hexe. »Wie alt bist du

denn? Hundert Jahre, zweihundert oder dreihundert…?«

»Dreihundert Jahre. Als Lohn für die Bewahrung des Buches habe ich das ewige Leben bekommen!«

»Ich will das Buch. Und wenn du es mir nicht gibst, haben es deine Mitmenschen zu büßen!«

Der Alte überlegte hin und her. In seinem Kopf überschlugen sich die Gedanken. Er dachte an die Zeit zurück, als man ihm das Buch überlassen hatte.

Ja, über drei Jahrhunderte waren vergangenen. Eine lange Zeit, in der viel geschah. Er selbst war ein berühmter Magister gewesen, hatte sich mit Schwarzer Magie befaßt, Dämonen beschworen, und dann war ihm der Schwarze Tod erschienen. Mit dem Buch. Dieser mächtige Dämon suchte einen sicheren Ort für das Buch der grausamen Träume, denn darin waren einige Geheimnisse der Hölle verewigt, und es stand auch in diesem Buch zu lesen, wie er, der Schwarze Tod, besiegt werden konnte. Wenn dieses Buch in die Hand eines Feindes fiel, war es um den Schwarzen Tod geschehen. In seinem eigenen Reich hatte er schon immer Gegner gehabt, die zwar freundlich taten, jedoch darauf aus waren, ihm den Rang abzunehmen. Deshalb mußte das Buch verschwinden. Der Magister McKenzie sollte es an sich nehmen. Dafür versprach ihm der Schwarze Tod das ewige Leben. Und so überdauerte McKenzie die Jahrhunderte. Niemand wußte, welches Geheimnis er in seiner Hütte barg. Er täuschte die Menschheit so sehr, daß er sogar zu einem Feind der Schwarzblütler wurde und vor allen Dingen Jagd auf Hexen machte. Diese Hexenjagd fand in Horlin großen Anklang. Viele unschuldige Menschen starben, aber auch eine richtige Hexe. Nur wurde sie zu Stein, und sie sann auf Rache. Die Zeit kam.

Und die Menschen gehorchten Ziita. Auch Gerald McKenzie. Er hatte nichts dagegen, daß der Hexe Opfer gebracht wurden, damit sie ihre Macht stärken und in die Dimensionen der Finsternis eingehen konnte. Sieben Opfer brauchte sie. Dann war sie wieder so stark wie früher. Jetzt wollte sie noch das Buch.

McKenzie war nicht dumm. Er ahnte, warum Ziita so sehr dahinter her war. Sie wollte den Schwarzen Tod vernichten. Einen besseren Einstand konnte sie in der Dämonenwelt gar nicht geben. Aber woher wußte sie, daß McKenzie das Buch besaß?

Der Alte stellte ihr die Frage.

Die steinerne Hexe lachte. »Myxin, der Magier, hat es mir zugeflüstert. Er selbst kommt an das Buch nicht heran. Der Schwarze Tod hat es abgesichert, und deshalb versucht Myxin, immer andere vorzuschieben. Die sechs Köpfe gehörten zu den Leuten, die versucht haben, das Buch für ihn zu holen. Nun sind sie tot, und Myxin wird es auch nicht bekommen, da ich es an mich nehme.«

»Wenn die Magie so stark ist, wird sie auch dich treffen«, sagte Gerald McKenzie.

»Nein, ich habe gebüßt, ich bin dagegen gefeit. Überlege es dir genau. Willst du es mir geben?«

Der Alte holte tief Luft. Nacheinander schaute er die Köpfe in den offenen Handflächen an, und er sah noch auf den Gesichtern den Schrecken, den die Menschen in den letzten Sekunden ihres Lebens empfunden hatten.

Nein, Ziita kannte kein Gnade. Sie würde Horlin vernichten. »Also gut«, erwiderte McKenzie. »Ich gebe dir das Buch!«

Die Hexe lachte geifernd. »So ist es richtig, Alter. Dann lauf, und hol es her.«

Der Alte drehte sich um und wollte die Hütte verlassen, doch ein harter Ruf hielt ihn zurück. »Du hast etwas vergessen, Gerald McKenzie.«

Der Alte drehte sich um. »Und was?« fragte er, obwohl an seinem Gesicht zu erkennen war, daß er genau wußte, wie der Hase lief.

Der noch freie Arm bewegte sich. Er knarrte dabei, und das Geräusch ging dem Alten durch und durch. Ja, die Hexe hatte bereits Kraft. Sie brauchte nur noch ein Opfer. Die Hand der Statue schloß sich zur Faust, dann aber streckte sie den Zeigefinger aus und sagte: »Ihn hast du vergessen.« McKenzie nickte.

Auch Leo Genn hatte die Worte vernommen, ebenso wie er dem gesamten Gespräch gefolgt war. Jetzt hob er den Kopf und schaute Gerald McKenzie flehend an.

Der Alte hob die mageren Schultern. »Es tut mir leid«, sagte er, »aber es gibt keine andere Möglichkeit.«

»Bitte – nicht!« flüsterte Genn. »Seien Sie Mensch. Einmal – ich gehe, ich komme auch nicht wieder. Das verspreche ich!«

McKenzie schüttelte den Kopf. »Es gibt keinen Ausweg für Sie. Die anderen mußten auch sterben. So steht es in den Gesetzen der Schwarzen Magie, denen wir alle zu gehorchen haben!«

Die steinerne Hexe stieß ein krächzendes Lachen aus. »Richtig, McKenzie!« höhnte sie. »Du machst deine Sache gut. Man kann sich wirklich auf dich verlassen.«

Der Alte hörte gar nicht hin. »Steh auf!« befahl er Leo Genn.

»Nein!«

»Hoch mit dir!«

»Nein und abermals nein!« brüllte der Bärtige und trommelte mit beiden Fäusten auf den Boden.

Sein Geschrei hörten die beiden vor der Hütte wartenden Wächter. Sofort erschienen sie im Eingang und warfen McKenzie einen fragenden Blick zu.

»Er will nicht«, sagte der Alte und wies auf Genn.

Die Männer zogen Leo hoch. Er tobte und kreischte, versuchte, sich aus den Griffen der Männer zu befreien, doch die Hände wirkten wie stählerne Klammern.

Genns Augen waren blutunterlaufen. Schaum stand vor seinem Mund. Er mußte mit ansehen, wie der Alte zur Seite trat, einige an der Hüttenwand aufgestellte Schilfrohre wegräumte und eine Machete in die Hand nahm.

Die Blicke des Henkers und des Opfers kreuzten sich.

Teilnahmslos schaute McKenzie, voller Angst und Entsetzen der andere.

Eine Hand packte Leos Nacken, beugte den Kopf nach unten.

Plötzlich gab Leo Genn jeden Widerstand auf. Er merkte nicht, daß die beiden Männer zurücktraten. Das letzte, was er in seinem Leben vernahm, war das Pfeifen der niedersausenden Klinge…

***

Mit gestrecktem Körper tauchte ich in das Wasser ein und fühlte sofort die Kälte, die in meine Haut biß. Da ich wußte, daß meine Verfolger zumindest eine Waffe bei sich trugen, erschien es mir ratsam, vorerst unter Wasser weiterzuschwimmen. Das war gar nicht so einfach. Als sehr tief konnte man den Fluß nicht bezeichnen. Höchstens sechs Fuß. Außerdem war er verschlammt und voller Algen sowie kleineren Zweigen und zahlreichen abgefallenen Blättern. Ich hielt die Luft an und bewegte mich mit kräftigen Schwimmstößen weiter.

Meine Kleidung hatte sich längst vollgesaugt. Sie wurde schwer, hinderte mich am Schwimmen.

Kleinere Strudel packten mich und wollten mich mitreißen. Ich war stärker und entging ihnen.

Ich weiß nicht, wie lange ich unter Wasser blieb, aber der Luftmangel zwang mich aufzutauchen.

Mein Kopf schoß an die Oberfläche. Sofort öffnete ich den Mund und saugte die kalte Luft ein. Dabei glitt mein Blick automatisch am Ufer entlang. Es war leer.

Keine Spur mehr von den Verfolgern. Ich vernahm zwar noch das Kläffen der Hunde, aber das war weit entfernt. Ich befand mich erst einmal in Sicherheit. Allerdings in einer trügerischen.

Lange konnte ich nicht im Wasser bleiben. Wir hatten bereits Oktober, und da wurden die Nächte ziemlich kühl. Ich bewegte mich auf das Ufer zu, von dem aus ich in den Fluß gehechtet war. Schon bald fanden meine Füße Grund. Die Schuhe versanken im Schlamm. Zwischen meinen Fingern spürte ich schleimartige Pflanzen.

An einem über dem Fluß hängenden Stamm hielt ich mich fest und kletterte aufs Trockene.

Ich war naß bis auf die Haut und fror. Ob ich wollte oder nicht, meine Zähne begannen zu klappern, sie schlugen hart aufeinander, so daß ich das Gefühl hatte, dieses Geräusch müßte meilenweit zu hören sein.

Wenn ich nichts dagegen tat, war es leicht möglich, daß ich mir eine Lungenentzündung zuzog. Ich fing mit Gymnastik an.

Machte Kniebeugen, schlug mit den Armen um mich, ging über zu Liegestützen, und schon bald merkte ich, daß ich trotz der Kälte ins Schwitzen geriet.

Irgendwann sank ich ermattet zu Boden, in der Hoffnung, eine Lungenentzündung verhindert zu haben. Jetzt war guter Rat teuer. Wie ging es weiter? Natürlich mußte ich Julia de Fries und Suko heraushauen. Ich rief mir die Worte des Bürgermeisters ins Gedächtnis zurück.

Sie wollten mit Julia de Fries die Hexenprobe machen. Das hieß nichts anderes, als daß sie sich in die Nähe des Flusses begeben würden. Für dieses »Spielchen« brauchten sie einen Wasserlauf. Mit anderen Worten: Sie mußten bald auftauchen. Nur – wo sollte die Hexenprobe stattfinden?

Das Ufer war lang. Es gab zahlreiche Stellen, an denen sie ihr grausames Vorhaben durchfuhren konnten. Gedanken über unsere Flucht machte ich mir nicht. Erst mußten Suko und das Mädchen befreit werden, anschließend wollte ich mich um das geheimnisvolle Buch kümmern. Ich bewegte mich am Ufer entlang. Dabei hielt ich immer Ausschau nach einem Licht oder einem Orientierungspunkt. Wenn mein Blick zum Dorf hinflog, sah ich den schwachen rötlichen Widerschein der Fackeln über das Land geistern. Sie waren also noch da. Ich blieb stehen.

Es war nicht ruhig in meiner unmittelbaren Umgebung. Ich vernahm das Rauschen des Flusses und hörte die Stimmen der Nachttiere. Irgendwo in meiner Nähe quakten Frösche. Ich vernahm das satte Rülpsen der Kröten und achtete auch auf den Schrei des Käuzchens, der klagend in der Luft zitterte.

Das Käuzchen war der Totenvogel. Wenn es schrie, geschah ein Unglück. So der Volksmund.

Hinter dem jenseitigen Ufer lag der Sumpf. Für mich war er eine schwarzgraue Fläche, da kein Mond- oder Sternenlicht die Erde berührte. Am Himmel segelten dunkle Wolken, und ein kühler Wind blies über das flache Land.

Immer wieder schaute ich nach rechts. Dorthin, wo das Dorf lag und der Fackelschein leuchtete.

Abrupt blieb ich stehen. Ich hatte das Gefühl, der Fackelschein würde sich nähern.

In der Tat. Sie kehrten zurück. Sogar die Hunde hatten sie

mitgebracht. Ihr Kläffen drang an meine Ohren. Ich wußte, was die Kerle vorhatten. Sie wollten mit der Hexenprobe beginnen, aber den Spaß würde ich ihnen versalzen.

Geduckt schlich ich weiter, bis ich mich mit den Leuten ungefähr auf einer Höhe befand. Hinter einem Erlengesträuch wartete ich ab.

Die Dorfbewohner gingen nicht mehr parallel zum Fluß weiter, sondern bewegten sich jetzt auf das Gewässer zu. Sie steuerten ihren Platz an.

Die Hunde bellten lauter. Wahrscheinlich hatten sie mich schon gewittert, und meine Chancen, das Mädchen sowie Suko zu befreien, sanken auf ein Minimum. Hier am Ufer konnte ich wirklich nichts unternehmen. Die verdammten Köter hätten mich zerrissen.

Ich hörte die Stimmen, konnte jetzt verstehen, was gesagt wurde. Der Bürgermeister keifte besonders schlimm.

»Er muß noch hier in der Nähe sein!« schrie er. »Seht doch nur, wie sich die Hunde gebärden. Die sind ja wie toll.« Er lachte. »Wir kriegen ihn, da bin ich ganz sicher, Freunde.«

Ich verschluckte einen Fluch. Jetzt hatte ich keine Möglichkeit mehr, sie vom Land her zu packen. Es blieb nur noch eine Chance. Ich mußte zurück ins Wasser. Langsam watete ich zurück in den Fluß…

***

Sie hatten zwei Bretter geholt.

Jedes war etwa zwei Yards lang und dick wie eine Handbreite. Der Zwerg tanzte, als er die Bretter sah. Seinen Mißerfolg hatte er schon wieder vergessen.

»Los, schnallt sie fest!« keifte der Bürgermeister. Die Männer taten nichts lieber als das.

Zuerst war Suko an der Reihe. Das Brett wurde neben ihn auf den Boden gelegt. Anschließend hoben vier Männer den Chinesen hoch und legten ihn mit dem Rucken zuerst auf das Brett. Die Männer gingen nicht gerade sanft mit dem Chinesen um. Suko mußte manchen Schlag und Stoß hinnehmen, doch er verzog nicht einmal das Gesicht. Er konnte ungeheuer viel einstecken. Ein anderer Mann hielt bereits die Stricke in der Hand. Auf ein Zeichen hin wurde er sie los, und die Männer begannen damit, Suko auf das Brett zu fesseln.

Julia de Fries schaute zu. Sie war zwar noch jung, hatte in ihrem Leben jedoch ziemlich viel gelesen. Auch Bücher, die sich mit der Vergangenheit auseinandersetzten. Sie war über die Historie gut informiert, kannte auch die Zeit der Hexenverfolgungen und wußte Details über diese grausamen Vorgänge. Dazu gehörte auch die Hexenprobe.

Im Prinzip war es ganz einfach, und dem Opfer blieb keine Chance. Es wurde erst einmal auf ein Brett gefesselt und dann zu einem Teich

oder Fluß gebracht. Hier begann dann die eigentliche Probe. Brett und Opfer wurden ins Wasser geworfen. Ging das Opfer unter, so war es keine Hexe, und es ertrank. Blieb es aber an der Oberfläche, so war es eine Hexe und konnte sich nur durch die Kraft des Teufels auf dem Wasser halten. Das Opfer wurde dann herausgeholt und landete in den meisten Fällen auf dem Scheiterhaufen.

So also sahen die grausamen Hexenproben aus. Diese schlimme Tradition war in Horlin leider noch nicht ausgestorben. Mitten im zwanzigsten Jahrhundert wurden hier Hexenproben durchgeführt. Unvorstellbar, aber doch wahr. Die Menschen, die hier lebten, waren entweder verbohrt oder so zurückgeblieben, daß sie in eine Anstalt gehörten. Sie glaubten wirklich daran.

Mit Suko waren die Männer fertig. Stramm gefesselt lag er auf seinem Brett. So stramm, daß er nicht einmal den kleinen Finger rühren konnte.

Dann näherten sich die Männer der Holländerin. Julia de Fries leistete keinen Widerstand. Sie wußte, daß es zwecklos war.

Kräftige Fäuste hoben sie hoch. Einer packte ihre Füße. Sekunden später lag sie auf dem Brett. Dann kamen sie mit den Stricken.

Julia de Fries spürte jede einzelne Schlinge, die um ihren Körper gelegt wurde.

Sie schrie nicht und beklagte sich nicht. Julia blieb stumm. Ihr erging es nicht besser als dem Chinesen. Sie wurde so stramm gefesselt, daß sie kein Glied mehr rühren konnte. Zufrieden traten die Peiniger zurück.

Und jetzt tauchten auch Frauen auf. Alte, geifernde Weiber, die in die schmale Gasse stürzten, primitive Holzkreuze in den Händen hielten, Julia bespuckten und einen seltsamen Singsang intonierten.

Es war irgendein altes Hexenlied aus dem Mittelalter. Julia verstand kaum ein Wort.

Die Weiber tanzten um sie herum, während mehrere Männer wieder ihre Fackeln anzündeten.

Geisterhaft brach sich der Schein an den Häuserwänden. Ein bizarres Schattenspiel huschte über die Gesichter der versammelten Männer und Frauen.

Es war eine unheilschwangere Atmosphäre, und Julias Angst wurde größer.

Plötzlich verstummte der Gesang. Stille. Dann der Befehl des Bürgermeisters. »Packt sie, los!«

Vier kräftige Männer traten vor. Jeweils zwei von ihnen hoben die Bretter mit den angeschnallten Menschen hoch. Sie legten sich die Enden auf die Schultern und warteten ab, bis sie den Befehl zum Abmarsch erhielten.

Noch wartete der Bürgermeister. Erst als die Kerle mit den

Bluthunden da waren, marschierten sie los. Es war eine schaurige Prozession, die sich auf den Marktplatz zu bewegte. Der Bürgermeister ging an der Spitze, ihm folgten die vier Männer mit den Opfern.

Die Fackelträger hatten Julia und Suko eingerahmt. Sie leuchteten ihnen auf dem Weg in den Tod. Es folgten die Kerle mit den Bluthunden. Die Bestien jaulten und winselten. Sie waren kaum noch zu halten. Als sie den Marktplatz erreichten, erkannte Suko aus den Augenwinkeln den parkenden Bentley, und er fragte sich, ob er den Wagen wohl zum letzten Mal in seinem Leben sah. Sie gingen weiter.

Die tragenden Männer waren nicht gleich groß, so daß das Brett schief lag und bei jedem Schritt hin- und herwankte. Julia de Fries und Suko wurden durchgeschüttelt, als befänden sie sich auf einem Schiff, das gegen einen Sturm ankämpft. Sie überquerten den Marktplatz und erreichten einen nicht mit Kopfsteinpflaster belegten Weg, der direkt zum Fluß hinunterführte. Der Weg durchschnitt ein Gartengelände. Die einzelnen Parzellen waren durch brüchige Zäune voneinander getrennt. Bewegungslos lag der Chinese auf dem Brett. Aufgegeben hatte er sich aber noch längst nicht, auch wenn er jetzt nicht in der Lage war, etwas zu unternehmen. Er wollte weiterkämpfen, und er war sicher, daß ihn sein Freund John Sinclair nicht im Stich lassen würde.

Aber konnte John es wirklich schaffen? Er war waffenlos, und die Zeit, zum Wagen zurückzulaufen, die blieb ihm sicherlich nicht. Bis er wieder den Fluß erreicht hatte, war die Hexenprobe sicherlich vorbei.

Langsam wurde die Lage kritisch.

Die Männer schritten mit ihren beiden Gefangenen über die feuchten Wiesen, und langsam fiel das Gelände ab. Der Fluß war nahe. Sein gleichmäßiges Rauschen drang an Sukos Ohren.

Die Hunde wurden wilder. Sie zerrten und rissen an den Lederleinen, wurden aber noch unter Kontrolle gehalten.

Der Bürgermeister bemerkte es zuerst.

»Er ist in der Nähe!« keifte er. »Sinclair ist nicht mehr weit, ich spüre es, und die Hunde spüren es. Seht nur, wie sie zerren und reißen. Sie wollen dem Hundesohn an die Gurgel.«

Damit hatte der Zwerg recht, aber noch hielt er den Befehl zurück, die Bestien freizulassen.

Dann aber entschloß er sich doch.

»Los!« schrie er. »Laßt sie laufen!«

Die Männer taten nichts lieber als das. Sie ließen die Leinen los, und die Bluthunde rannten auf den Fluß zu.

Der Bürgermeister rieb sich die Hände. »Jetzt werden sie ihn packen und zerfleischen!« Er freute sich diebisch, während Suko an seiner Wut fast erstickte. Er hätte den Zwerg am liebsten ungespitzt in den Boden gerammt.

Die Körper der Bluthunde streckten sich bei jedem Sprung.
Diese Bestien strotzen vor Kraft, und mit Urgewalt drangen sie in die nahen Uferbüsche ein.
»Weiter!« befahl der Bürgermeister. »Wir gehen weiter und führen die Hexenprobe durch. Unsere Freunde werden diesen Sinclair schon anschleppen, darauf könnt ihr euch verlassen!«
Wieder begann die Schaukelei.
Julia de Fries war es bereits schlecht. Ihr Magen revoltierte.
Lange würde sie den Brechreiz nicht mehr unterdrücken können.
Die Gruppe hatte eine andere Richtung eingeschlagen. Sie schritt jetzt parallel zum Flußufer. Die Fackeln durchdrangen mit ihrem geisterhaften Schein die Dunkelheit und überzogen die Gesichter der Männer und Frauen mit einer blutigen Röte.
Die Frauen waren besonders schlimm. Immer wieder stimmten sie ihren Singsang an, und in allen Liedern wurde der Tod der Hexen beschworen.
Nach wie vor schritt der Zwerg an der Spitze. Wie eine Hammelherde folgten die anderen bis der Bürgermeister die rechte Hand hob. Die Prozession stoppte.
»Hört ihr was?« rief der Zwerg.
Golo trat vor. »Nur das Jaulen der Hunde.«
»Das meine ich ja. Leider klingt es nicht sehr freudig. Verdammt auch. Weiter.«
Der Bürgermeister wandte sich nach links und marschierte jetzt auf direktem Weg zum Fluß.
Der Untergrund wurde nasser, manchmal war das Gras eine regelrechte Rutschbahn.
Die Männer und Frauen erreichten mit ihren Gefangenen eine Stelle, die für die Hexenprobe wie geschaffen war. Kein hinderndes Ufergebüsch, sondern flaches Land, schon in einen leichten Sumpf übergehend.
»Legt die Gefangenen nieder!« ordnete der Zwerg an.
Suko und Julia wurden zu Boden gelassen. Die Männer und Frauen umstanden die beiden im Kreis. Vom Fluß her trieben leichte Dunstschwaden dem Ufer entgegen. Es roch feucht und modrig. Ein abgestorbener Baum lag auf der Seite und tunkte seine Äste in das Wasser. Der Zwerg starrte auf den Fluß.
»Nichts zu sehen«, murmelte er. »Wenn ich nur wüßte, wo sich dieser Bastard verkrochen hat.«
Der Mann war beunruhigt, während Suko sich darüber freute.
»Wir sollten uns beeilen«, schlug Golo vor. Anscheinend fühlte auch er sich unwohl in seiner Haut.
Der Zwerg war einverstanden. Er warf noch einen Blick in die Runde. Zufrieden glänzten seine Augen. Er, der Kleine, konnte sich hier

endlich als Herrscher aufspielen, dem alle gehorchten. »Dann los!« rief er. »Packt sie!« Die Männer gehorchten augenblicklich.

»Zum Fluß mit ihnen!« kreischte der Bürgermeister.

Die Kerle schoben die beiden Bretter die Böschung hinunter. Sie mußten sich anstrengen, da querlaufende Wurzeln und Äste die Strecke schwierig machten.

Suko war als erster an der Reihe. Er verdrehte die Augen, um etwas erkennen zu können. Zweige peitschten durch sein Gesicht, ein Dorn ritzte seine Wange ein.

Dann umspielte das Wasser seine Füße.

Sukos Herz klopfte schneller. Würde er untergehen, oder würde das Brett sein Gewicht halten?

Beides war im Prinzip gleich schlimm. Töten wollten sie ihn so oder so.

Ein letzter Stoß und das Brett glitt in den Fluß…

***

Meine Lage war wirklich bescheiden. Die Köter waren verdammt schnell am Ufer, und mir blieb nichts anderes übrig, als die Flucht zu ergreifen. Wieder tauchte ich unter.

Das grünschwarze Naß nahm mich abermals auf. Im Wasser tauchte ich weiter. Irgendeine Alge streifte mein Gesicht, und ich ekelte mich für einen Moment. Unter Wasser bewegte ich mich auf das gegenüberliegende Ufer zu. Dort tauchte ich auf, hielt aber nur das Gesicht über Wasser, damit ich atmen konnte.

Schattenhaft sah ich die Bluthunde am anderen Ufer. Dafür hörte ich sie um so besser. Ihr Kläffen klang drohend und gefährlich. Sie hechelten und jaulten, während sie mit ihren Pfoten den Uferschlamm aufwühlten. Aber sie sprangen nicht ins Wasser. Sie hatten meine Spur verloren.

Behutsam tauchte ich wieder unter, nachdem ich zuvor noch tief Luft geholt hatte. Dann ließ ich mich von der Strömung weitertreiben. Nachdem ich abermals aufgetaucht war und Luft geholt hatte, bewegte ich mich durch Schwimmen voran. Ich war ein schönes Stück weitergekommen. Die Hunde wurden mir nicht mehr gefährlich.

Rechts von mir befanden sich die Häscher. Ihre Fackeln leuchteten. Dort, wo sie hergingen, schien die Erde zu glühen.

Ich sah zu, daß ich in flacheres Gewässer gelangte, und schritt mit ihnen in gleicher Höhe weiter. Bis sie zum Fluß hin abbogen.

Ich warf einen Blick zum anderen Ufer hinüber und erkannte ebenfalls die günstige Stelle für das, was sie vorhatten. Ein ziemlich breiter Streifen war frei von Büschen und Bäumen. Ein idealer Platz für die Hexenprobe. Das Wasser reichte mir bis zu den Knien. Ich fror wie ein Schneider und mußte mich ducken, als sich die Menschen

näherten. Ihre Stimmen schallten über das Wasser, und ich hörte auch die keifenden Organe der Frauen heraus. Diese Weiber waren oft schlimmer als Männer. Die Prozession erreichte das Ufer.

In einer langen Linie blieben sie stehen. Die Träger senkten ihre Fackeln und leuchteten über die Wasserfläche. Da war ich schon nicht mehr zu sehen. Unter den Ästen tauchte ich weg und stieß dann vorsichtig durch die Oberfläche.

Nun befand ich mich nur ein paar Yards vom eigentlichen Schauplatz des Geschehens entfernt.

Die Kerle hatten Suko und das Mädchen auf ein Brett geschnallt. Sie ließen die beiden jetzt von ihren Schultern gleiten und schoben das erste Brett, auf dem Suko lag, ins Wasser. Mein Freund konnte sich nicht rühren. So stramm war er gefesselt. Und er konnte sich erst recht nicht aus eigener Kraft befreien. Jetzt kam mir etwas zu Hilfe, das ich immer bei mir trug. Mein Taschenmesser. Ich holte es hervor und klappte es auf. Dann steckte ich mir den Griff zwischen die Zähne, wartete noch einen Moment und ging wieder auf Tauchstation.

Am Ufer tobten die Weiber.

»Hexe! Hexe!« brüllten sie, als auch das Mädchen ins Wasser geschoben wurde.

Julia de Fries schrie.

Sie hatte panische Angst, denn sie wußte, daß sie sterben mußte.

Diese Menschen würden sie nicht am Leben lassen.

Das Wasser schwappte über ihr zusammen. Sie hatte die Lippen nicht rechtzeitig geschlossen, und sofort drang ihr das trübe Flußwasser in den Mund.

Julia hustete und keuchte. Jetzt krampfte sich auch ihr Magen zusammen. Sie rollte ihren Körper verzweifelt hin und her, reagierte genau falsch, und das Brett kippte um.

Die Menschen am Ufer johlten und grölten.

Julia de Fries aber verschwand im Wasser…

***

Ich hatte mich auf Suko konzentriert und mir gemerkt, wohin das Brett trieb.

Zwei, drei Schwimmstöße brachten mich an das Brett. Ich beging jedoch nicht den Fehler, aufzutauchen, sondern blieb unter dem Brett.

Das Taschenmesser hielt ich längst in der Hand. Suko hatte sich so wenig wie möglich bewegt, deshalb trieb er auch auf der Oberfläche.

Zwar glitten die Wellen über ihn hinweg, zwischendurch jedoch konnte er immer wieder nach Luft schnappen. Ich säbelte an den Stricken.

Suko mußte etwas merken, vor allen Dingen deshalb, weil das Brett doch ziemlich stark zu schwanken begann. Die ersten beiden Stricke

fielen. Dann die nächsten. Und mir wurde die Luft knapp.
Das Brett blieb nicht an einer Stelle, es trieb weiter. Verbissen säbelte ich an den Stricken. Eigentlich war es ein Wunder, daß man mich noch nicht bemerkt hatte. Noch zwei Schnitte, dann war Suko frei. Geschafft.
Ich schoß an die Oberfläche. Diesmal konnte ich keine Rücksicht nehmen, die Gier nach Sauerstoff trieb mich einfach dazu. Wie ein Korken tauchte mein Kopf an die Oberfläche. Wasser rann aus meinen Haaren. Es drang mir in die Augen und in den Mund.
Dann die Schreie vom Ufer. Sie hatten mich gesehen!
Suko rutschte in dem Augenblick vom Brett. Noch waren seine Hände gefesselt, aber er konnte mit den Füßen Schwimmbewegungen machen.
Die Stimme des Bürgermeisters überschlug sich. Er tanzte wie ein Irrwisch, feuerte seine Männer an und auch die Bluthunde. Mich interessierten weder die Kerle noch die Bestien. Ich hatte nur Augen für Julia de Fries. Ihr ging es verflixt mies.
Sie hatte sich in ihrer Angst nicht diszipliniert genug verhalten und war samt Brett umgekippt. Jetzt schwamm sie unter Wasser. Ich hatte Julia zuvor nicht gesehen, sonst hätte ich mich sicherlich um sie gekümmert.
Mit gewaltigen Kraulstößen schwamm ich auf das Mädchen zu. Jetzt zählte wirklich jede Sekunde.
Meine Arme peitschten das Wasser. Die Strömung kam mir zugute, sie erhöhte die Geschwindigkeit noch, und ich näherte mich immer mehr dem Brett.
Um Suko konnte ich mich im Augenblick nicht kümmern. Er würde es schon allein schaffen. Noch zwei Kraulstöße. Ich war da. Meine Hände klatschten auf das Brett und hievten es herum.
Dann erst drehte ich es in die Richtung des Ufers und lehnte mich hinten auf. Das Brett wurde vorn aus dem Wasser gehoben, es trieb dem Land entgegen. Es war eine Arbeit, die nur Sekunden dauerte. Aber in dieser Zeit hatte ich das totenblasse Gesicht von Julia de Fries vor meinen Augen. Lebte sie noch?
Wenn nicht, dann hatten die Menschen dieses junge Mädchen auf dem Gewissen, und ich schwor mir, mit diesem ganzen Pack abzurechnen.
Das Brett ratschte über feuchten Schlamm. Das Ufer!
Hastig kletterte ich aus dem Wasser und zog das Brett mit der gefesselten Julia de Fries in Sicherheit.
Mein Messer war noch aufgeklappt. Ich hatte es so in die Tasche gesteckt.
Wie ein Wahnsinniger säbelte ich an den Stricken und befreite Julia.
Aber noch waren ihre Hände gefesselt. Die verfluchte Drahtschlinge

hielt sie zusammen.

Meine Händen waren klamm und steif, aber ich gab nicht auf, sondern löste mit zitternden Fingern die Schlinge. Da krachte der Schuß.

Ich hörte die Kugel pfeifen und warf mich instinktiv zu Boden. Dicht neben meinem Kopf wühlte das Geschoß den Dreck auf. Sollte es wieder losgehen? Ich rollte mich auf den Rücken.

Vor dem zuckenden Widerschein der Fackeln hob sich der Mann am anderen Ufer deutlich genug ab.

Er stand wie auf dem Schießstand, hatte sein Gewehr an die Wange gelegt und zielte genau. Die Hunde hechelten in seiner Nähe herum.

Ich konnte vielleicht noch Deckung finden, nicht aber das Mädchen. Da gab es einfach keine Möglichkeit.

»Verdammt!« brüllte ich zornig. »Hört auf! Reicht es euch nicht, was ihr getan habt?«

Der Kerl kümmerte sich nicht um mein verzweifeltes Rufen, sondern bewegte den Waffenlauf um eine Idee nach rechts.

Er würde schießen!

Da geschah etwas, was seinen Plan vereitelte.

Ein Mann tauchte vor ihm auf.

Suko!

Er schoß plötzlich aus dem Wasser hoch, und obwohl er seine Hände nicht gebrauchen konnte, zeigte dieser Kämpfer, was in ihm steckte. Sein rechter Fuß schnellte in die Höhe, und die Spitze krachte unter den Waffenlauf.

Das Gewehr wurde nach oben gerissen. Der Mann drückte zwar noch ab, doch die Kugel pfiff in den Nachthimmel.

Keine Gefahr mehr für uns.

Aber für Suko.

Auf einen scharfen Befehl des Bürgermeisters stürzten sich die Hunde auf den Chinesen.

Suko blieben höchstens noch zwei Sekunden.

Und die nutzte er.

Er wirbelte herum, stieß sich ab und verschwand mit einem Hechtsprung im Wasser. Der ihm am nächsten stehende Hund schnappte zu, doch seine mörderischen Zähne verfehlten den Chinesen.

Suko war schon getaucht.

Auch die Hunde sprangen ins Wasser. Doch sie schwammen nicht so rasch wie Suko mit gefesselten Händen.

Er schlug unsere Richtung ein.

Ich hatte inzwischen mit Wiederbelebungsversuchen begonnen.

Wasser floß aus Julias Mund.

Ununterbrochen arbeitete ich weiter.

Ich mußte Julia retten.
Suko kam näher.
Zwei Bluthunde schwammen dicht hinter ihm her. Suko hatte plötzlich Grund unter den Füßen und keuchte an Land. Weit schaffte er es nicht, nur auf meine Höhe, da hinter uns sofort die Uferböschung begann.
Die Bewohner blieben am anderen Ufer. Sie waren nur dichter an das Wasser getreten, und der Fackelschein übergoß die Wellen mit einem roten Schleier. »Suko, paß auf!« schrie ich. Da hatte sich mein Partner schon umgedreht. Der erste Hund sprang – und genau in Sukos Karatetritt. Der Köter jaulte, sein Flug wurde mitten in der Luft gestoppt, und dann klatschte die Bestie zu Boden, wo sie bewegungslos liegenblieb. Suko hatte als ausgebildeter Karatekämpfer in seinen Füßen eine ungeheure Kraft. Sie konnten zu tödlichen Waffen werden. Bei einem Menschen setzte Suko diese Kraft nicht ein. Wenn er gegen sie kämpfen mußte, dann schlug er nur dosiert zu. Der zweite Hund griff nicht mehr an. Er zog buchstäblich den Schwanz ein und verschwand.
Am gegenüberliegenden Ufer tobte die Meute. Die Männer und Frauen fluchten und schimpfen. Besonders taten sich die Frauen dabei hervor.
Drohend wurden Fäuste geschüttelt, doch das kümmerte uns nicht.
Suko trat neben mich. »Wie geht es ihr?« fragte er.
Ich pumpte noch immer. »Schätze, sie schafft es!«
»Hoffentlich.«
Ich stoppte meine Wiederbelebungsversuche, legte mein Ohr unter Julias linke Brust und lauschte nach dem Herzschlag, während Suko unsere Feinde im Auge behielt. Julias Herz schlug schneller. Der Rhythmus hatte sich wieder normalisiert. Ich atmete auf.
»Und?« fragte Suko.
»Sie wird gleich aufwachen.«
Wie auf ein Stichwort hin öffnete Julia de Fries die Augen. Ungläubig schaute sie sich um. Als sie dann in mein Gesicht sah, da lächelte sie.
»Alles klar«, sagte ich und lächelte zurück.
»Sind – sind wir in Sicherheit?«
»Fast.«
»Was ist eigentlich geschehen? Ich kann mich an so gut wie nichts mehr erinnern.«
Ich gab ihr vorerst keine Antwort, sondern löste Sukos Drahtfesseln, da er mir die Hände hinhielt. Er bedankte sich mit einem Kopfnicken und rieb sich die steifen Gelenke.
Ich wandte mich wieder dem Mädchen zu. »Wie geht es Ihnen, Julia?«
Schwach kam die Antwort. »Mies, aber ich kann…« Sie stockte, denn

jetzt mußte sie sich übergeben.
Ich hielt Julia fest.
»John!«
Suko hatte mich gerufen. Ich blieb in meiner gebückten Haltung stehen und hob den Kopf.
»Die Schufte sind verschwunden.«
Suko hatte sich nicht getäuscht. Am anderen Ufer waren unsere Häscher dabei, sich zurückzuziehen. Wir sahen sie nicht mehr, sondern nur noch ihre Fackeln.
»Und jetzt?« fragte Suko.
Ich ließ Julia los. Auf den Knien blieb sie hocken. »Es kommt auf Sie an«, sagte ich zu ihr.
»Ich bin schon okay«, erwiderte sie keuchend. »Nehmt auf mich keine Rücksicht.«
Ich kniff ein Auge zu. »Ein wenig schon.«
Suko reichte ihr die Hand, half Julia hoch. Noch etwas wacklig stand sie auf den Beinen.
Der Chinese schlug mit der Hand einen Kreis. »In welche Richtung marschieren wir?«
Ich zog fröstelnd die Schultern hoch und nieste dann kräftig durch. Wahrscheinlich hatte ich mir eine Erkältung eingefangen.
»Wieder zurück ins Dorf«, antwortete ich. »Noch haben wir dieses Buch nicht gefunden.«
»An dessen Existenz ich langsam zweifle«, meinte Suko.
»Ich nicht.«
»Wen können wir fragen?«
Ich grinste hart. »Wir werden uns den Bürgermeister schnappen. Er wird uns schon die richtigen Antworten geben. Außerdem muß ich mir noch meine Beretta zurückholen.«
»Der Inhalt deines Koffers könnte auch nicht schaden«, sagte der Chinese.
»Bestimmt nicht.«
»Was ist denn das für ein Licht?« fragte Julia de Fries plötzlich.
Ich drehte mich herum. »Wo?«
»Da, gar nicht weit von hier.« Sie zeigte flußabwärts.
Ich schaute genauer hin, wie auch Suko. »Die Leute aus dem Dorf können es nicht sein«, sagte er.
Ich gab ihm recht. Die Fackeln leuchteten heller. Außerdem wurden die Flammen bewegt, während das rote Licht ruhig in der Luft zu stehen schien.
»Vielleicht finden wir dort das Buch«, vermutete Suko.
»Oder Ziita«, sagte ich.
Suko nickte. »Darauf bin ich auch schon gespannt.« Er rieb tatendurstig seine Hände. »Okay, großer Meister, auf was warten wir

noch?«

Ich warf Julia einen Blick zu.

Das Mädchen hatte meine Reaktion bemerkt und sagte: »Auf mich brauchen Sie keine Rücksicht zu nehmen.«

»Sollte es gefährlich werden, dann verstecken Sie sich«, riet ich dem Mädchen.

»Mach ich.«

Dann gingen wir los.

***

Gerald McKenzie trug das Buch wie einen kostbaren Schatz. Er hatte die Arme vorgestreckt und das Buch der grausamen Träume darauf gelegt.

Lange, sehr lange sogar hatte er es gehütet wie seinen eigenen Augapfel. Nichts war mit dem Buch geschehen, es hatte die Zeiten ebenso überdauert wie sein Hüter. Nun aber war die Hexe stärker gewesen. Ziita wußte genau, was sie wollte, denn wenn sich das Buch in ihrem Besitz befand, konnte sie selbst dem Schwarzen Tod ein Schnippchen schlagen.

McKenzie war nie sehr neugierig gewesen. Deshalb hatte er auch kaum in das Buch hineingeschaut. Er wollte gar nicht so viel wissen. Ein zu großes Wissen machte die Last der Verantwortung fast untragbar.

Der Alte hütete das Buch nur. Und die Aufgabe erfüllte er gut. Auf einem verborgenen Pfad schritt er am Fluß entlang. Er ging wie ein Schlafwandler. Seine Gedanken bewegten sich in ganz anderen Dimensionen, sie befaßten sich sogar mit seinem endgültigen Tod. Eins war ihm klar. Wenn er das Buch aus der Hand gab, erlosch auch der ihm gewährte Schutz. Dann würde er sterben…

Doch er fürchtete sich nicht vor dem Tod. Gerald war zu alt geworden. Er hatte viel erlebt in den langen Jahren, und irgendwie steckte eine starke Müdigkeit in ihm, die schon in ein Gefühl der Gleichgültigkeit überging. McKenzie war vieles egal.

Er näherte sich der Stelle, wo ein alter Kahn lag. McKenzie rutschte die Böschung hinab und fand das Boot so, wie er es verlassen hatte.

Von der anderen Seite des Ufers her hörte er Stimmen. Er sah den Widerschein der Fackeln über dem dunklen Himmel leuchten, und er wußte, daß die Dorfbewohner wieder ein Opfer gefunden hatten. McKenzie tauchte die beiden Ruder in das Wasser. Das Buch hatte er zwischen seine Beine gelegt. Langsam ruderte er auf den Fluß hinaus.

Die Wellen klatschten gegen sein Boot, die Strömung trieb ihn weiter und damit der Insel zu, wo Ziita auf das Buch wartete. Er würde es ihr geben, und Ziita würde die Menschen aus dem Dorf endlich in Ruhe lassen.

Aber hatten sie sie überhaupt verdient? Hatte das böse Klima nicht bereits ihren Geist verwirrt? Waren sie nicht schon auf dem direkten Weg, Dämonen oder deren dienstbare Geister zu werden? Gerald McKenzie merkte, daß seine Gedanken zu sehr abschweiften. Was interessierten ihn die anderen? Er hatte zwar in ihrem Dorf gelebt, und die Menschen wußten auch von seinem Geheimnis, doch näheren Kontakt hatte er zu ihnen nie gehabt. Der Alte lebte wie ein Einsiedler.

Er fuhr ruhig und ohne größere Kraftanstrengung. In seinem Gesicht zuckte kein Muskel. Er war beherrscht wie immer, obwohl er wußte, daß sein Leben bald zu Ende sein würde. Und eigentlich war er froh darüber. Er hatte viel Schuld auf sich geladen, hatte zahlreiche Männer in den Tod geführt, doch Bedauern empfand er nicht, da er es hatte tun müssen. Die Aufgabe hatte es von ihm verlangt. Die Insel rückte näher.

Obwohl Gerald McKenzie mit dem Rücken zum Bug saß, wußte er genau, wo er sich befand. Er kannte das Gelände eben zu gut, weil er die Strecke oft genug gerudert war. Der etwas auffrischende Wind hatte die Dunstschleier über dem Wasser vertrieben. Die Luft wurde wieder klar. Nur der faulige Moorgeruch drang nach wie vor zu dem einsamen Ruderer hinüber.

Einmal nur drehte er sich um. Ein kurzer Orientierungsblick, eine Korrektur mit dem Backbordruder, und im nächsten Moment schrammte der Bug über den Sand. McKenzie hatte sein Ziel erreicht. Der Alte nahm das Buch und stieg aus dem Boot. Seine Füße sanken in dem sumpfigen Boden ein, als er die Insel betrat. Rauhes Gras streifte über seine Kleidung.

Aus dem Innern der Hütte ertönte eine keifende Stimme.

»Kommst du endlich, Alter?«

»Ja, ich bin hier.«

Diese Hexe konnte es kaum erwarten, das Buch der grausamen Träume in den Händen zu halten.

Gerald McKenzie schritt langsam auf die Hatte zu. Die beiden Wassermonster sah er nicht. Sie schützten wahrscheinlich die Umgebung und sorgten so dafür, daß sich kein Unbefugter der Insel nähern konnte.

Der Alte betrat die Hütte.

Augenblicklich wurde seine Gestalt von der roten Lichtfülle übergossen.

Er wandte den Kopf, damit er die Hexe Ziita anschauen konnte.

Sie hatte sich verändert.

War aber trotzdem noch das Monster geblieben.

Die sieben Köpfe lagen nicht mehr auf ihren ausgestreckten Händen, sondern waren mit ihrem Körper verwachsen. Sie saßen auf den Schultern, der Brust, dem Rücken und den Armen. Die Hexe bot ein

Bild absoluter Scheußlichkeit. Auch ihr Körper hatte eine Veränderung durchgemacht. Er bestand nicht mehr aus Stein, sondern aus einer grauen, weichen Masse, die an noch nicht gehärteten Beton erinnerte. Dann schaute McKenzie in Zütas Gesicht.

Es war schrecklich genug.

Ihre Züge waren verzerrt, und sie zeigten einen teuflischen Triumph. Fauliger Atem strömte aus dem offenen Mund, die Augen blitzten im Widerschein der Hölle.

Ziita hatte erreicht, was sie wollte.

McKenzie war stehengeblieben. Er konnte seine Blicke nicht von den Köpfen wenden, und immer hatte er das Gefühl, als würden diese Augen in den Schädeln noch leben.

»Gib es her!« forderte Ziita.

Gerald McKenzie nickte. Er hatte das Buch jetzt mit beiden Händen gefaßt und legte es in die ausgestreckten Arme der Hexe.

Ziita lachte gellend auf. »Darauf habe ich lange warten müssen!« zischte sie. »Viel zu lange eigentlich. Aber nun habe ich es, und die anderen werden sich wundern. Jetzt bin ich in der Lage, den Schwarzen Tod zu stürzen. Niemand wird ihm mehr gehorchen, alle werden nur noch auf mich hören. Das Dämonenreich gehört mir. Mir ganz allein!«

Gerald McKenzie schaute die Hexe ernst an. »Übernimmst du dich da nicht, Ziita?«

»Nein, sicher nicht. Aber eine andere Frage. Hast du oft in dem Buch gelesen?«

»Kaum.«

»Und warum nicht?«

»Ich habe es nicht gewagt!«

Ziita kicherte. »Du hattest Angst, wie? Ja, ich vergaß, du bist nur ein Sterblicher. Und daß du nur ein Sterblicher bist, werde ich dich spüren lassen. Geh jetzt!«

McKenzie blieb. »Willst du mich nicht töten?« fragte er sie mit ruhiger Stimme.

»Geh!«

»Ja!« sagte McKenzie.

Er warf noch einmal einen Blick auf die Hexe mit den acht Köpfen, wandte sich um und schritt davon.

Wie eine Marionette verließ er die Hütte. Hinter sich hörte er die Hexe lachen. Sie hatte gewonnen.

McKenzie schritt auf sein Boot zu. Noch geschah nichts.

Er kletterte in den Kahn, faßte die beiden Ruder und tauchte sie ins Wasser. Jetzt fuhr er gegen die Strömung, und das bereitete mehr Mühe.

Der Alte war so in Gedanken versunken, daß er nicht auf die

Umgebung achtete. Deshalb sah er auch nicht die beiden Monster, die gar nicht weit entfernt aus dem Wasser tauchten.

Die häßlichen Geschöpfe, die ihn einmal beschützt hatten, damit kein Unbefugter die Hand nach dem Buch der grausamen Träume ausstrecken konnte, hatten nun einen anderen Befehl erhalten.

Einen Mordbefehl!

Sie hoben ihre unförmigen Arme aus den Fluten. Die glitschigen Pranken hielten zwei Speere umklammert.

Die Monster zielten genau.

McKenzie ruderte weiter.

Dann schleuderten die beiden Monster die Speere.

Wuchtig und genau gezielt.

Die Waffen trafen.

Gerald McKenzie zuckte zusammen. Ein seltsamer Stöhnlaut drang über seine Lippen. Dann sank er langsam zur Seite.

Die beiden Wassermonster aber verschwanden in der Tiefe.

***

Wir schritten am Ufer entlang.

Suko hatte die Führung übernommen, während Julia und ich hinter ihm blieben.

Das Mädchen hielt sich eng an meiner Seite. Versländlich, denn Julia hatte in den letzten Stunden viel durchgemacht. Von den Dorfbewohnern sahen wir nichts mehr. Entweder hatten sie aufgegeben, oder sie heckten einen neuen Plan aus. Doch die Leute interessierten mich erst in zweiter Linie. Für mich war dieses geheimnisvolle Buch wichtig, von dem der unbekannte Anrufer gesprochen hatte. Würde ich es überhaupt noch zu Gesicht bekommen? Oder existierte das Buch gar nicht? Möglich war alles.

Unsere Füße sanken bei jedem Schritt ein. Das Gelände wurde immer sumpfiger. Es gab regelrechte Wasserlöcher, tückische Fallen, in die man leicht hineinstolpern konnte. Plötzlich blieb Suko stehen. »Was ist?« fragte ich. Der Chinese gab keine Antwort, sondern schaute angespannt über den Fluß. Ich folgte seiner Blickrichtung und sah ebenfalls das Boot auf den Wellen schwimmen.

»Komisch«, murmelte ich.

»Da liegt jemand drin«, behauptete Suko.

Ich stellte mich auf die Zehenspitzen und senkte dann den Blick, um das Boot besser erkennen zu können.

Mein Partner hatte sich nicht getäuscht. Innerhalb des Kahns lag tatsächlich ein Körper. Und er rührte sich nicht.

Lag ein Toter in dem Boot?

Suko handelte. »Bleibt ihr hier stehen«, sagte er und watete ins Wasser, noch bevor ich ihn zurückhalten konnte.

Der Kahn schwamm zum Glück so dicht am Ufer, daß mein Freund nicht zu tauchen brauchte. Bis zur Hüfte reichte ihm das Wasser, als er sich vorbeugte und den Kahn an der Backbordseite zu fassen bekam. Suko griff kräftig zu und zog das Boot zu sich heran.

»Okay«, rief er mir zu und watete rückwärts zum Ufer.

Ich stand schon bereit, während Julia de Fries ein paar Schritte entfernt wartete. Ich half meinem Partner, den Kiel des Kahns halb aufs Trockene zu ziehen.

Jetzt erst konnte ich erkennen, daß der Mann von zwei Lanzen getroffen war.

Aber er lebte noch. Ein schwaches Stöhnen drang über seine zitternden Lippen.

Vorsichtig hievten wir den Alten aus dem Kahn. Ich faßte ihm unter die Schultern, Suko nahm die Beine.

Behutsam legten wir ihn zu Boden.

Julia trat neben uns. »Ist er tot?« flüsterte sie.

»Fast«, erwiderte Suko.

»Mein Gott.«

Ich kniete bereits nieder.

Als ich in das Gesicht des Alten schaute, öffnete er die Augen.

»Wer – wer sind Sie?«

»Mein Name ist John Sinclair!«

Da leuchteten die Augen auf. »Ich habe von Ihnen gehört«, sagte der Mann. »Der Schwarze Tod hatte mich gewarnt.«

Ich war wie elektrisiert. »Warum?«

»Damit Sie niemals das Buch der grausamen Träume in die Hände bekommen.«

»Dann existiert es doch?«

»Ja.«

»Haben Sie es?«

»Nein.« Das Gesicht des Alten verzerrte sich. »Ich hatte es mal, aber nun besitzt es Ziita, die Hexe.«

»Wo finde ich sie?«

»Dort, wo das rote Licht schimmert! Da hat sie ihre Insel. Vorsicht, sie ist gefährlich! Sie hat jetzt das Buch und die Macht. Sie will die Herrschaft…«

»Was steht in dem Buch der grausamen Träume?« wollte ich wissen.

Der Alte nahm noch einmal all seine Kraft zusammen. Dann begann er zu berichten.

Er erzählte über das Buch, teilte mir das Geheimnis mit und sprach auch über sich selbst. Ich erfuhr, daß der Alte schon über dreihundert Jahre zählte. Der Schwarze Tod hatte ihm die Unsterblichkeit gegeben. Doch nun, da er das Buch aus der Hand gegeben hatte, war dieses Privileg aufgehoben worden. Gerald McKenzie konnte ebenso

sterben wie ein normaler Mensch. Ich erfuhr auch die Zusammenhänge über Ziita und die Dorfbewohner und weiterhin, daß der geheimnisvolle Anrufer tot war. Ziita hatte sich seiner angenommen. Die Überraschung jedoch behielt sich der alte McKenzie bis zum Schluß vor. Mit ersterbender Stimme flüsterte er, daß in diesem Buch beschrieben wurde, wie man den Schwarzen Tod vernichten konnte. Ich war wie im Fieber. Mein Blut pulste durch die Adern und rauschte in den Ohren. Wie oft hatte ich nach dieser Möglichkeit geforscht! Bisher war mir der Schwarze Tod unbesiegbar erschienen, doch nun eröffneten sich völlig neue Perspektiven.

»Wie?« drängte ich. »Sagen Sie mir, wie kann man den Schwarzen Tod besiegen?«

Der Alte schaute mich an. Über seinen Augen lag bereits der Schleier des Todes, derselbe Schleier, der auch Karin Mallmanns Augen bedeckt hatte, kurz bevor sie starb. »Ich – ich weiß es nicht, John Sinclair. Das mußt du schon selbst herausfinden. Ich habe mich nie getraut, dieses Buch durchzulesen. Hol es dir. Nimm es der Hexe weg, aber sei vorsichtig! Sie wird es mit Händen und Füßen verteidigen. Sie…« Noch einmal riß der Alte weit den Mund weit auf. Seine Hand krallte sich in meinen Arm, dann sackte er zurück. Gerald McKenzie war tot.

Ich ließ seinen Körper zurückgleiten und schaute hoch zu meinem Partner Suko.

Er hatte seinen Arm um die zitternde Julia de Fries gelegt. Sein Gesichtsausdruck war sehr ernst.

»Wir werden es finden. Und dann ist die Schreckensherrschaft des Schwarzen Tods vorbei.«

»Noch hat dieses Buch die Hexe«, dämpfte ich Sukos Eifer. »Komm! Worauf warten wir noch?«

Ich wollte gehen, doch wie gebannt blieb ich stehen und starrte auf den Toten. Er zerfiel.

Eine schreckliche Veränderung ging mit ihm vor. Über drei Jahrhunderte zu leben war für ihn keine Gnade, sondern eine Strafe. Die Haut auf seinem Körper zog sich zusammen, sie wurde brüchig, erinnerte dabei an Pergament und fiel ab. Blanke Knochen traten hervor.

Auch die Kleidung schrumpfte, je mehr die Haut und das Fleisch von den Knochen fiel. Schließlich lag ein Skelett vor uns.

»Der Schwarze Tod hat ihn verlassen«, sagte ich leise.

»Wie ist das nur möglich?« flüsterte Julia de Fries.

Ich hob die Schultern. »Schwarze Magie. Mit unserem nüchternen Verstand einfach nicht zu begreifen. Glauben Sie mir, Suko und ich fuhren seit Jahren einen Kampf gegen die Mächte der Finsternis, doch hinter ihr Geheimnis sind wir nicht gestiegen. Wahrscheinlich werden

wir das nie. Wir können höchstens Erklärungen anbieten, jedoch keine Lösungen.«

»Ja, das wird es wohl sein«, erwiderte Julia leise.

Suko war schon zum Boot gegangen. Er schob den Kahn ins Wasser und winkte uns ungeduldig zu.

Zuerst ließ ich Julia de Fries einsteigen. Ich hielt ihre Hand fest, da das Boot ziemlich schwankte.

Suko hatte schon Platz genommen und die beiden Ruderstangen gepackt. Er hatte die meiste Kraft.

Ich gab dem Kahn einen kräftigen Stoß und sprang dann hinein.

Die Strömung erfaßte uns und trieb das Boot dem roten Licht näher und damit der Insel.

Suko und ich saßen uns gegenüber. Julia hatte sich auf die schmale Bank neben mich gesetzt. Sie starrte zu Boden.

Niemand sprach ein Wort. Nur das Rauschen des Flusses war zu hören. Doch plötzlich vernahmen wir ein anderes Geräusch. Ein lautes Gurgeln und Schmatzen.

Ich drehte den Kopf und schaute über die Bordwand.

Vor Schreck stellten sich meine Nackenhaare in die Höhe. Aus dem Wasser tauchten zwei widerliche Monster auf…

***

Ich saß an der Steuerbordseite, und da packte das erste Monster auch zu.

Zwei Pranken klatschten auf die schmale Bordwand. Sofort bekam das Boot Schlagseite.

Suko hatte schnell reagiert und die beiden Ruder eingezogen.

»Legen Sie sich hin!« schrie ich Julia zu, während ich weiterhin das Monster im Auge behielt.

Jetzt erschien der Kopf. Ein unförmiges, plumpes Etwas mit zwei verwaschen wirkenden Augen. Wenn ich jetzt meine mit Silberkugel geladene Beretta bei mir gehabt hätte, wäre alles kein Problem gewesen, so aber mußte ich mit bloßen Fäusten gegen den Unhold kämpfen. Und mit meinem Kreuz! Das hatte ich zum Glück.

Aus den Augenwinkeln nahm ich wahr, wie Suko mit einer Ruderstange auf das zweite Monster eindrosch. Es klatschte laut, als er den Kopf traf, doch einen Erfolg erzielte er damit nicht. Im Gegenteil, das Monster ließ sich nicht aufhalten. Gefährlich schwankte das Boot hin und her. Ich hatte Angst, daß es umkippen würde, denn im Wasser waren uns die Wesen sicherlich überlegen. Also mußten wir sie vorher ausschalten.

Julia de Fries war meinem Ratschlag gefolgt und hatte sich klein gemacht. Ihr Gesicht leuchtete als helles Oval. Sie sprach Worte, die ich nicht verstand, die aber aus der Angst geboren zu sein schienen.

Wieder schlug Suko zu. Dann aber riß ihm das Monster die Ruderstange aus den Händen, packte Suko an der Schulter und zog ihn über Bord. Ich hatte mein Kreuz gelöst. Julia schrie.

Monster Nummer eins griff mich an.

Blitzschnell wickelte ich die Kette mit dem Kreuz um meine Hand, ballte sie zur Faust und schlug mitten in das schleimige Gesicht des Wesens.

Das Monster hatte keinen einzigen Knochen. Meine Hand, das Gelenk und fast sogar der Ellbogen verschwanden in der schleimigen Masse. Glück hatte ich außerdem noch, denn meine Linke fand den Bootsrand, sonst wäre ich noch von der Wucht des Schlages über Bord gestürzt. Die Wirkung war frappierend.

Das Kreuz, auch eine Waffe gegen Dämonen der höheren Rangordnung, zerstörte das schleimige Wesen vor mir. Die Kraft des geweihten Silbers breitete sich gedankenschnell aus, und das Monster löste sich zu langen Schlieren auf, die von der Strömung davongetrieben wurden.

Blieb noch das zweite.

Ich drehte mich um, damit ich nach Suko schauen konnte, doch Julia de Fries hatte aufgepaßt. »Da ist er!« rief sie und deutete zum Bug des Kahns.

Jetzt sah ich ihn auch. Suko kämpfte verzweifelt mit dem Wasserwesen, das immer wieder versuchte und es auch schaffte, seinen Kopf unter die Oberfläche zu drucken.

Es sah schlecht aus für meinen Freund.

Ich hechtete abermals ins kühle Naß. Diesmal mit meinem Kreuz in der Faust.

Zwei Schwimmstöße brachten mich an das Monster heran. Zum Glück hatte es hinten keine Augen und sah mich nicht. Es war damit beschäftigt, Suko zu ertränken.

Das Wesen hatte beide Pranken um den Hals des Chinesen geklammert. Suko schlug zwar mit seinen Fäusten zu, aber er traf nur die weiche Masse und erzielte so gut wie keine Wirkung.

Da war ich heran.

Meine Faust schoß als gestochene Gerade aus dem Wasser und traf den Hinterkopf des Wesens.

Dieser Schlag reichte völlig.

Die Macht des Silbers zerstörte auch diesen dämonischen Unhold. Das fließende Wasser tat ein übriges. Es transportierte die schleimigen Reste weiter.

Suko keuchte und japste. Er schnappte wirklich nach Luft wie der berühmte Fisch auf dem Trockenen.

Ich paddelte zu ihm. »Bist du okay?«

»Ja.« Er spie Wasser aus.

Wir schwammen zum Boot. Dicht an der Bordwand hockte Julia de Fries und hielt die letzte Ruderstange schlagbereit in beiden Händen.

»Wir sind es nur«, sagte ich, umklammerte mit beiden Händen die Bordwand und zog mich ins Boot. Dann half ich Suko aus dem Wasser.

Julia de Fries war noch blasser als sonst. »Selten habe ich solch eine Angst gehabt«, gestand sie.

Suko war schon wieder obenauf. »Eine unserer leichtesten Übungen«, prahlte er, mußte aber dann husten, weil ihm das Wasser in die Kehle gedrungen war.

»Das kommt davon«, sagte ich und nahm Julia die Ruderstange aus der Hand.

Sie verstand uns nicht. »Daß Sie nach dieser Gefahr auch noch scherzen können…«

Ich lächelte. »Wissen Sie, Julia, wir haben schon so viel erlebt, daß manche Menschen ihren Verstand dabei verloren hätten. Aber eins haben wir immer behalten, unseren Humor. Hätten wir den nicht, dann hätte alles keinen Zweck, und unser Leben wäre ziemlich fad.«

Julia de Fries schaute mich an. Überrascht und staunend zugleich. »Diese Worte habe ich noch nie aus dem Mund eines Polizisten gehört«, gab sie zu.

»Vielleicht haben Sie nur die falschen kennengelernt.«

»Ja, mag sein.«

Ich nickte. »Okay, aber über dieses Thema können wir später noch diskutieren. Jetzt liegt noch eine andere Aufgabe vor uns. Die schwierigste überhaupt. Wir müssen dieser Hexe das Buch entreißen.« Ich tauchte das Ruder ins Wasser. »Freiwillig wird sie es bestimmt nicht hergeben.«

»Das glaube ich auch«, sagte Julia de Fries.

***

Fünf Minuten schwiegen wir. Suko fragte dann, ob wir an der Insel anlegen sollten.

Ich nickte. »Sicher. Diese verdammte Hexe soll sehen, was sie erwartet.«

»Du bist ja sehr optimistisch«, meinte mein Partner.

»Wir werden sie schaffen«, sagte ich voller Überzeugung.

»Und das Buch?«

»Holen wir uns.«

Das Boot glitt ruhig durch das Wasser. Ich nahm nicht einmal das Ruder zu Hilfe. Die Strömung trieb uns auch so gegen die kleine Insel mit der windschiefen Hatte.

Diese Hütte sahen wir zuerst. Sie wurde von dem Licht völlig erfüllt. Auch nach draußen drang der Schein durch das Fenster und legte einen roten Teppich vor das Haus.

Die Hütte war nicht besonders groß. Die ganze Insel ebenfalls nicht. Das Gelände um die Hütte war mit Büschen bewachsen. Am Ufer stach ein schmaler Schilfgürtel aus dem Wasser.

Der Bug glitt in das Schilf.

Die Rohre teilten sich. Sie knickten zu beiden Seiten weg.

Schließlich lag der Kahn still.

Wir waren auch still. Ich warf Suko einen Blick zu, den er sofort verstand. Mein Partner kletterte an Land.

»Und ich?« wisperte Julia.

Ebenso leise gab ich die Antwort, wobei ich meine Lippen dicht an ihr rechtes Ohr brachte. »Sie bleiben hier und legen sich ins Boot. Sie rühren sich nicht, egal, was auch geschieht. Keine Bewegung, die Aufmerksamkeit erregen könnte!«

Julia de Fries nickte. Sie schaute mich an, warf plötzlich ihre Arme vor, umklammerte meinen Nacken und drückte mir einen Kuß auf die Lippen.

Teufel, ich war wirklich überrascht. Aber nicht unangenehm.

»Viel Glück«, flüsterte Julia und löste sich von mir.

Suko wartete schon. Geduckt kauerte er im Schilf. Ich näherte mich ihm und fragte: »Hast du was gesehen?«

»Nicht viel. Nur einen Schatten, der sich im Innern der Hütte bewegt.«

»Okay, komm.«

Wir bogen die Schilfrohre vor uns auseinander und erreichten nach drei Schritten endlich trockenen Boden.

Wie zwei Rekruten lagen wir auf der feuchten Erde. »Wie fangen wir's an?« fragte Suko.

Ich schaute zur Hütte hin. »Einen zweiten Eingang wird es wohl nicht geben.«

»Also stürmen.«

»Ja.«

Suko blickte mich von der Seite her an. Begeistert schien er nicht über meinen Vorschlag zu sein.

»Was ist denn?« fragte ich ihn, während ich weiterhin den Eingang im Auge behielt.

»Die Hütte zu stürmen ist gefährlich. Wir könnten ins offene Messer laufen.«

»Dann schleichen wir uns an!«

»Wäre besser«, meinte Suko.

Suko reagierte vernünftiger als ich. Mich hatte die Vorstellung, den Schwarzen Tod vernichten zu können, in eine wahre Euphorie versetzt, so daß ich alle Vorsicht vergaß. Ich wollte das Buch, ich wollte endlich wissen, wie ich den Schwarzen Tod erledigen konnte. Zu lange hatte er die Menschheit bereits gegeißelt. Menschen waren

unter seiner Hand gestorben. Männer, Frauen und auch Kinder. Er kannte keine Gnade, er wollte nur das Grauen und das Chaos. Suko hielt inzwischen Ausschau nach weiteren Gegnern. Vielleicht waren die beiden Monster nicht die einzigen gewesen, doch um die Hütte herum rührte sich nichts. Nur der Nachtwind bewegte die hohen Gräser.

Suko richtete sich auf, blieb aber in geduckter Stellung hocken. »Ich gehe vor«, teilte ich meinem Freund mit.

»Warum?« fragte Suko.

»Du bist unbewaffnet, ich besitze das Kreuz. Du kannst mir ja den Rücken decken.« Suko schaute mich an, sagte aber nichts. Ich schlug ihm auf die Schulter und schlich vor. Dabei näherte ich mich nicht direkt dem Eingang, sondern schlich im schrägen Winkel darauf zu. Das Kreuz hatte ich offen vor meine Brust gehängt. Es sollte mich schützen.

Aber das Kruzifix bewahrte mich nur vor starken magischen Angriffen, nicht vor einer Attacke mit normalen Waffen. Dabei mußte ich mich dann auf meine körperlichen Kräfte verlassen.

Ich drückte mir beide Daumen.

Wenig später stand ich vor dem Eingang. Schräg schaute ich in die Hütte hinein.

Viel erkennen konnte ich immer noch nicht. Nur das rote Licht und einen sich hin und her bewegenden Schatten.

Die Hexe?

Ich wollte es genau wissen, ging noch einen Schritt vor, dann einen zur Seite – und stand in der Hütte.

Der Anblick traf mich wie ein Hammerschlag.

Vor mir stand Ziita, die Hexe. Und neben ihren Füßen lag das, wonach ich so sehnsüchtig suchte.

Das Buch der grausamen Träume!

***

Ziita war ein Ungeheuer, ein Monster, ein grausames Gebilde aus einer anderen Dimension. Ihr Körper zeigte eine graue Farbe. Die Arme hatten eine unnatürliche Länge, und die Finger an den Händen erinnerten mich an Schlangen. Sieben Männerköpfe saßen auf ihrem Körper. Und einer war schauriger anzusehen als der andere. Die Körper sah ich nicht, nahm aber an, daß sie irgendwo im Sumpf verschwunden waren. Ob die Köpfe lebten oder nicht, war nicht festzustellen, aber ich wußte aus den Erzählungen des alten Gerald McKenzie, daß die Hexe erst durch diese Opfer die Kraft gefunden hatte, wieder ein »normales« Leben zu fuhren. Das heißt, sie besaß jetzt die Macht, ihren Plan zu verwirklichen. Den Sturz des Schwarzen Tods.

Eigentlich hätte ich sie in Ruhe lassen sollen, getreu nach dem Motto: Wenn zwei sich streiten, freut sich der Dritte. Doch ich selbst wollte das Buch besitzen, um die Geheimnisse der Hölle zu erfahren, denn wenn ich die kannte, würde ich meinen Kampf gegen die Mächte der Finsternis unter ganz anderen Voraussetzungen fuhren können.

Ich merkte, daß die Hexe noch immer nicht im Vollbesitz ihrer Kräfte war. Sie bewegte sich noch ziemlich plump, es sah alles gequält und träge aus. Wenn mich nicht alles täuschte, war ich gerade zum rechten Augenblick erschienen. »Wer bist du?« fragte sie. Ihre Stimme klang hohl, als würde sie aus einer Gruft hallen.

»Mein Name ist John Sinclair«, erwiderte ich.

Sie kicherte. Ihr fratzenhaftes Gesicht verzog sich dabei noch mehr in die Breite. »Und was willst du hier?«

»Das Buch!«

Ihr Lachen wurde hämisch. »Das wollten schon viele vor dir, John Sinclair«, erwiderte sie. »Weißt du, wo sie jetzt sind? Hier, bei mir!« schrie sie triumphierend. »Sieh dir die Köpfe an. Sie alle gehörten denjenigen, die wahnsinnig genug waren, sich hierher zu wagen, um das Buch zu stehlen.«

»Mich kannst du nicht schrecken, Ziita«, antwortete ich ruhig. Dabei faßte ich nach meinem Kreuz und nahm es in die Hand. »Dieses Kruzifix wird mich schützen, wenn ich jetzt vorgehe, um das Buch der grausamen Träume an mich zu nehmen.«

»Versuch es!« kreischte sie. »Versuch es nur!«

»Ja«, sagte ich und schritt langsam auf das Buch zu…

***

Suko lauerte draußen vor der Hütte. Er hatte hinter einem Weidenbusch Deckung gefunden. Von dort konnte er den Hütteneingang im Auge behalten, auch das Boot, in dem wir das Mädchen zurückgelassen hatten.

Julia de Fries rührte sich nicht. Darüber war Suko froh. Dennoch kribbelte es in seinen Fäusten. Es ärgerte ihn, daß er nicht dabeisein konnte, wenn sein Freund John sich das Buch holte.

Noch war im Innern der Hütte nichts geschehen. Suko hörte zwar Stimmen, aber keine Kampfgeräusche. Leider konnte er auch nicht verstehen, was gesprochen wurde. Dazu befand er sich zu weit vom eigentlichen Schauplatz entfernt.

Noch blieb alles ruhig…

Dann aber weiteten sich Sukos Augen.

Er hatte Lichter gesehen, rote Lichter…

Fackelschein!

Die Dorfbewohner kamen zurück. Diesmal schritten sie nicht am Ufer entlang, sondern fuhren auf dem Fluß. Suko schaute genauer hin, und

er unterschied zwei Boote, die sich langsam, aber stetig der Insel näherten.

Der Chinese verlor keine Sekunde.

Er richtete sich auf und lief dorthin, wo Julia zurückgeblieben war. Auch sie hatte die Boote bereits gesehen. Das Girl kam Suko entgegen.

»Was hat das zu bedeuten?« rief sie ängstlich.

Suko faßte das Mädchen am Arm und zog es an sich heran. »Ich weiß es nicht«, erwiderte er wahrheitsgetreu, während er über den Fluß schaute und den Booten entgegenstarrte.

Es war ruhig auf der Insel. Nur das Rauschen des Wassers bildete eine monotone Begleitmusik.

Und dann hörten beide den wilden, gellenden Schrei.

Suko fuhr herum.

Der Schrei war in der Hütte aufgeklungen…

***

Ich schritt auf das Buch zu.

Langsam, beherrscht, obwohl ich vor innerer Spannung zitterte.

Das Buch der grausamen Träume lag auf dem Boden. Vielleicht zwei Yards entfernt.

Griffbereit…

Ich brauchte nur noch zuzufassen.

Ein weiterer Schritt.

Dann ein Schrei. Gellend, wutentbrannt. Die Hexe hatte ihn ausgestoßen. Ich wirbelte herum.

Sieben Köpfe hatte die Hexe, mit ihrem eigenen sogar acht. Und sie hatte sieben Arme. Zwei davon hatte ich gesehen, die anderen waren versteckt gewesen. Jetzt fuhr sie sie aus.

Ich schaffte es nicht mehr, sie abzuwehren. Plötzlich umklammerten die brettharten Finger meinen Hals und drückten erbarmungslos zu. Sofort wurde mir die Luft knapp. Da schwang schon der zweite Arm heran. Er riß mir die Beine weg. Auf einmal schwebte ich in der Luft. Ein dritter Arm klatschte auf die Schulter, während ein vierter nach meiner rechten Hand greifen wollte, die ich aber im letzten Augenblick zur Seite riß.

Ziita war rasend in ihrem Haß. Sie schleuderte mich herum. Ich wußte nicht, wo oben und unten war, prallte mit der Schulter auf den Boden, während die Luft immer knapper wurde und der Druck an den anderen Körperstellen zunahm. Es sah böse aus.

Aber noch hatte ich meine rechte Hand frei. Ich schob sie nach vorn, umklammerte das Kreuz, hob es hoch und preßte es gegen den Arm, dessen Finger meine Kehle umklammert hielten. Ein zischendes Geräusch ertönte.

Brandgeruch stieg mir in die Nase, vermischt mit Schwefelgestank.

Dann ein wütender Grunzlaut, den die Hexe ausgestoßen hatte, und im nächsten Augenblick konnte ich wieder Luft schnappen.

Aber Ziita hatte noch mehr Arme. Wieder packte einer zu. Diesmal an meinem linken Bein. Wuchtig wurde ich zu Boden geschleudert, schlug mit der rechten Schulter auf, und der Schmerz bohrte sich bis in meine hintersten Gehirnwinkel.

Aber ich kämpfte.

Verbissen und mit allem, was ich hatte, fightete ich um mein Leben. Wieder gelang es mir, einen Arm zu zerstören.

Ein wütendes Heulen.

Ein Schrei dazwischen.

Suko war da.

Klatschende Schläge.

Ich nahm alles gar nicht so schnell wahr, da ich zu sehr durch die Luft gewirbelt wurde, so daß ich nicht wußte, wo oben und unten war. Einmal rutschte ich über den Boden, stieß mit dem Kopf irgendwo gegen, und plötzlich war ich frei.

Sofort stand ich auf.

Jetzt kämpfte Suko gegen die Hexe.

Aber die fünf restlichen Arme waren zuviel für ihn. Die Hexe war zu stark. Suko lenkte sie dennoch ab, so daß ich meinen Generalangriff starten konnte.

Aus den Augenwinkeln sah ich Julia de Fries. Sie stand an der Tür, bleich, entsetzt…

Ich stürzte mich auf die Hexe.

Und diesmal traf ich genau.

Vorbei an Suko warf ich mich und drückte diesem schaurigen weiblichen Dämon mein Kreuz mitten ins Gesicht.

Ziita brüllte.

Ihr Schrei ließ die Hüttenwände erzittern. Der Kopf platzte förmlich auseinander, er zerbröckelte, wurde zu mehligem Staub, und mit ihm verging der gesamte Körper. Die würgenden Finger ließen Suko los.

Schwer atmend sackte mein Partner zu Boden und schnappte nach Luft und rieb sich dabei den Hals. Er und auch ich hatten in den letzten Minuten Übermenschliches geleistet.

Noch hatte ich das Buch nicht.

Ich kreiselte herum, wollte auf die Stelle zulaufen, schaffte jedoch nicht einmal einen Schritt.

Plötzlich ertönte draußen vor der Hütte ein gewaltiges Brausen, das zu einem Sturm anschwoll, der im nächsten Moment die Hütte zur Seite fegte. Die Luft war erfüllt von einem mörderischen Krach. Staub wallte auf, Wasser peitschte plötzlich herein, wir wurden durch die Luft gewirbelt wie Blätter im Herbstwind. Und inmitten des Chaos sah ich für einen winzigen Moment die Gestalt meines Erzfeindes.

Der Schwarze Tod war erschienen, um sich das zurückzuholen, was ihm gehörte.

Seine skelettierte Hand faßte nach dem Buch, riß es an sich, und im nächsten Augenblick verschwand dieser Superdämon in den Dimensionen des Grauens.

Das Buch der grausamen Träume hatte er mitgenommen! So schnell, wie der Sturm losgebrochen war, so rasch hörte er auch wieder auf. Es wurde ruhig.

Die Hütte existierte nicht mehr. Sie war zusammengestürzt wie ein Kartenhaus.

Suko, Julia und ich stiegen aus den Trümmern. Ernstlich verletzt war keiner von uns. Aber der Sturm hatte das Wasser hochgepeitscht und einen Teil der Insel weggerissen. Wir standen fast am Ufer. Unser Boot war ebenfalls zerstört, genau wie die Kähne der Dorfbewohner. Die Menschen waren in den Fluß gefallen. Ich sah, wie sie ans Ufer kletterten. »Alles okay?« fragte Suko. Julia und ich nickten gleichzeitig.

Der Chinese deutete nach vorn. »Was ist mit denen da?« Er meinte die Dorfbewohner.

Ich hob die Schultern. »Verbrechen sind ihnen nicht nachzuweisen. Die Hexe ist tot, und so ist auch ihr magischer Einfluß verschwunden.«

»Sie wollen sie nicht bestrafen?« fragte Julia.

»Nein.«

Das Mädchen hob die Schultern. »Vielleicht kann ich ihnen helfen«, sagte sie. »Ich werde es auf jeden Fall versuchen.«

»Ja, tun Sie das.«

Meine Gedanken waren bereits woanders. Ich dachte an das Buch der grausamen Träume. Fast hätte ich es gehabt. Aber eben nur fast. Der Schwarze Tod war schneller gewesen. Ich jedoch wußte nun, daß auch er verwundbar war. Ich würde dieses Buch weiterhin suchen und nicht eher aufgeben, bis ich es gefunden hatte. Daß Suko mir dabei half, war selbstverständlich.

»Weißt du, was ich jetzt möchte?« fragte mich mein chinesischer Partner.

»Nein.«

»Ein anständiges Bad.«

Ich zeigte auf den Fluß. »Bitte, bediene dich!«

»Um Himmels willen«, rief Suko, »davon habe ich die Nase gestrichen voll.« Da hatte Suko genau in meinem Sinne gesprochen…

ENDE